Moths

Wer lebt gefaltet

Verlag
Max Koch, Leipzig

Der Staatsanwalt

Roman
von
Artur Brausewetter

Druck von C. G. Naumann G. m. b. H., Leipzig
Einband von E. A. Enders, Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Verfilmung und Übersetzung vorbehalten
Copyright 1924 by Max Koch, Verlag, Leipzig
Printed in Germany

Seewald —.

Es liegt an der Ostsee, deren Wogen hier milde und selten erregt seinen leuchtenden Strand, seine schönen Küsten bespülen. Bewaldete Höhenzüge umsäumen es, liebliche Täler grünen dazwischen.

Es ist das Paradies für die Bewohner der großen Handelsstadt Kronburg. Sie bringen hier fast den ganzen Sommer zu. Die Männer leben nach wie vor ihrem Berufe. Die Eisenbahn, die stündlich und noch öfter Seewald mit der nahen Stadt verbindet, ist ihre zweite Heimat geworden; die Frauen, bei den engen Räumlichkeiten nur auf ein Mädchen angewiesen, das auch die Sommerfrische genießen will, plagen sich mit Küche und Kindern von morgens früh bis zum späten Abend, weit mehr als in der Stadt.

Freilich, es gibt auch einige Bevorzugte, die es machen können wie der gesuchte Justizrat Niebert. Der schickt Frau und Tochter in ein vornehmes Familienpensionat, läßt sich indessen in der Stadt nichts abgehen, hat seine gute Bedienung, speist im ersten Gasthause, und nur wenn er Zeit und Lust hat, fährt er auf Stunden und Tage nach Seewald, wo im Pensionat Falke stets ein Zimmer für ihn bereitsteht, um das Bedauern seiner kleinen Frau, wieviel Entbehrungen er sich auferlege, nur damit sie sich hier erholen, mit schmunzelnder Duldermiene abzuwehren.

„Man muß nicht immer an sich denken," pflegt er dann zu sagen; „wenn du dich nur wohl fühlst und Gerda sich erholt!"

Schön ist Seewald. Man muß es nur nicht kennen lernen in der Hochflut des Besuchs, wenn Stege und Wege erdrückt werden vom Strom geputzter Menschen, man muß es kennen lernen, wie Gerda es jetzt zum ersten Male sah, im Frühling, wenn die Kastanien blühen und der Flieder duftet, wenn der leuchtenden Saaten erstes Grün wunderbar sich abhebt von dem gesättigten Tiefblau der stillen

See, und über beiden der helle Himmel lacht. Ein Zauber des Unberührten liegt dann über dieser Natur; langsam, spröde nur enthüllt sie ihre ersten Reize, und eifersüchtig ängstlich breiten schon die Buchen und Birken von den Hügeln und Bergen herab ihr junges Laub über die erwachenden Reize, in ihren keuschen Schleier sie bergend.

„Haben Sie schon Ihren neuen Hausgenossen begrüßt?“ fragte der Amtsrichter Gersthoff, als er die Damen zu einem gemeinsamen Spaziergang aus der Pension Falke abholte.

Es verging kein Tag, daß er das nicht tat. Der Justizrat hatte Frau und Tochter seinem Schutze empfohlen, da war es eben seine Pflicht, dies Vertrauen zu rechtfertigen. Alles an ihm war Mittelmaß, wie seine Figur; er sprach viel und am liebsten von sich, er rühmte sich gerne, wie oft mittelmäßige Menschen, der wenigen Tugenden, die er nicht besaß, und dachte geringschätzig über die vielen, die ihm zu eigen waren.

„Eine Freifrau mit ihrem Sohne. Ein armes Kind, ein Jüngling schon, und sieht aus wie ein Knabe von acht Jahren.“

„Die arme Mutter!“

„Nun, so schlimm ist es nicht; sie ist nur Stiefmutter von ihm, noch viel zu jung für ihn. Sie ist die zweite Frau gewesen, man munkelt

alles Mögliche; aber du meine Güte, was munkelt man nicht alles in Seewald, und besonders jetzt, wo die Fremden noch selten kommen?!"

„Also Sie kennen die ganze Geschichte? Wie lange sollen wir noch warten?!"

„Was heißt die ganze Geschichte, mein gnädigstes Fräulein?! Was man so am Stammtisch hört. Der alte Freiherr, Türck soll er heißen, hatte von seiner ersten Frau, einer nahen Verwandten, nur dieses eine Kind; die Ehe war überhaupt in jeder Beziehung unglücklich. Als man eben die Scheidung einleiten wollte, starb die Frau. Der Freiherr war bereits gebunden — eine Schauspielerin aus Berlin. Das Weitere erlassen Sie mir. Kurz, er heiratet sie, stirbt und hinterläßt ihr ein riesiges Vermögen und diesen Sohn."

„Freilich für sie keine gute Zugabe."

„Angenehm wird sie ihr nicht sein. Aber im übrigen ist auch weder diese Frau, noch ihr armer Sohn das Interessante an der ganzen Sache — sondern jemand anders." Sein Ton war gewichtiger, seine Miene geheimnisvoller geworden. „Dieser Freiherr hat nämlich, wie das bei seinem Zustande nötig ist, eine Wär-

terin — nicht eine alte und runzelige, nein, eine junge und schöne, nicht ganz jung mehr, so am Ende der Zwanziger vielleicht, aber um so schöner, wie alle behaupten, die sie gesehen. Dabei kein ungebildetes Mädchen — so Mittelschlag, wissen Sie?"

„Und was ist daran so wunderbar?"

„Es ist die elendeste Stellung, die Sie sich denken können. Die Gnädige tyrannisiert sie mit ihren Befehlen, der Junge mit seiner Liebe. Tag und Nacht muß sie um ihn sein, alle Verantwortung muß sie tragen, die unangenehmsten Verrichtungen tun. Denken Sie, zehn Jahre eines jungen Lebens in diesem furchtbaren Dienst, diesem täglichen Umgang!"

„Wie kommt sie denn zu dieser Stellung?"

„Nun, da munkelt man wieder die abenteuerlichsten Geschichten. Sie habe Diakonissin werden wollen, sei aber ihrer Jugend wegen nicht angenommen worden; da sei sie erst auf ein Jahr in eine Irrenanstalt gegangen, als Wärterin oder dergleichen, und von dort zu dem kranken Kinde gekommen, das sie nun nicht wieder verlassen will."

„So muß sie es sehr lieb haben."

„Es kann wohl nicht anders sein. Vielleicht ist auch ein bißchen Schwärmerei dabei, wie man sie bei solchen älteren Mädchen öfter findet —"

Er kam nicht weiter. Ein Ausruf seiner Nachbarin, halb unterdrückt, schwankend in Erstaunen und Freude, machte ihn stutzen. Und schon war Gerda von ihm und der Mutter fort, einer hohen Männergestalt entgegengeeilt, die eben aus dem Laubdach hervortrat, das an dieser Stelle fast bis an den Strand die Küste säumte.

„Rudolf! — O verzeihen Sie — Herr von Volkow — ist es möglich?"

„Ja, Gerda — ich hier, Sie schon den ganzen Nachmittag auf allen Wegen suchend, bis ich Sie endlich gefunden!"

„Endlich!" sagte Gerda halb scherzend, aber ein wehmütiger Klang lag in der leisen Stimme.

Der Amtsrichter, der indessen nähergetreten, hatte sein Befremden über dieses Wiedersehen des alten Bekannten, den er für alle Zeit in Berlin geborgen wähnte, in einem Schwall erstaunter Fragen zu verbergen gesucht.

Ein überlegenes Lächeln spielte während seiner Worte über die Lippen des Staatsanwaltes; durch die grauen, für seine Jugend sehr ernsten Augen blitzte es in unverhohlenem Hohn.

„Ja, alter Freund — ich hier in Seewald, und nicht für heute nur, für wenige Tage — nein, so lange ihr mich haben wollt!"

„Wie sollen wir das verstehen?" fragte Frau Niebert.

„Sehr einfach, meine gnädige Frau, man hat mich hierher versetzt, an die Staatsanwaltschaft in Kronburg."

Jetzt konnte Gerfthoff trotz aller Mühe, die er sich gab, seinen Unwillen nicht mehr verbergen; in den Augen des jungen Mädchens aber leuchtete es auf, so beseligt, so Zeugnis ablegend von einem unsagbaren Glück, daß es dem Amtsrichter von diesem Augenblicke an zur unerschütterlichen Gewißheit wurde, daß sein Spiel verloren war, unhaltbar verloren trotz des energischen Mitspielers, dessen er in Gerdas Vater sicher war.

Und während er, fast betäubt noch von dem ungeahnten Schlage, an der Seite der Justiz-

rätin blieb, die nur langsam gehen konnte, wanderte Gerda mit dem Staatsanwalt in schnellerem Schritte voran, hart am Strande des Meeres, das, in den leichten Rosenschleier der Abendröte gehüllt, zu ihren Füßen dämmerte wie ein großes, unerforschtes Rätsel, jedesmal die Farben wechselnd, wenn ein leiser Schauer über seine Fläche glitt.

Und dieser Anblick brach das Schweigen, das eine lange Zeit zwischen ihnen geherrscht hatte. Er erinnerte sie an den unvergeßlichen Abend vor zwei Jahren, wo sie auch so an einem Strande miteinander heimgeschritten waren, den anderen voraus, wo zum ersten Male ihre Herzen Worte fanden; liebe Erinnerungen wurden wach, längst Vergangenes lebte auf.

„Und ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, daß wir noch einmal so miteinander wandern, daß Sie aus Berlin zu uns zurückkehren würden!"

„Ich wollte auch nicht wiederkommen," sagte er in dem ruhigen Ernst, der seiner Sprechweise eigen war, „ich sah unsere Sache, nachdem Ihr Herr Vater diese unversöhnliche Stellung gegen

mich eingenommen, so aussichtslos an, daß ich mir — seien Sie mir nicht böse, aber ich muß jetzt unbedingt offen sein — allen Ernstes vorgenommen hatte, zu vergessen; nein, das ist das richtige Wort nicht, aber zu verschmerzen, was zu ändern nicht in meiner Macht stand. Ich habe es versucht, ein ganzes Jahr lang versucht mit aller Energie, die mir zu Gebote stand — und habe es doch nicht gekonnt."

Er suchte Gerdas Antlitz, aber die hatte die Augen tief zu Boden gesenkt; er sah nur einen leisen Umriß des schönen Profils und das kleine rotglühende Ohr.

„So bemühte ich mich nun in aller Stille um eine Versetzung nach Kronburg, wo gerade die Stelle des jüngsten Staatsanwalts frei geworden. Ich hatte Glück und packte meine Sachen, sowie ich der Ernennung sicher war, um die wenigen Wochen, die ich noch bis zum Antritt frei hatte, hier in Seewald zu verleben.

Aber wozu das alles? werden Sie fragen, weshalb bin ich gekommen, wo ich so wenig zu hoffen habe?! Nicht etwa, als ob ich erwartete, das Herz Ihres Herrn Vaters nach meiner Beförderung zum Staatsanwalt im Fluge umzu-

stimmen. Dazu müßte ich mich besser verstellen können, als ich es in Wahrheit vermag, müßte lernen, mich in ihn zu fügen, und das kann ich nicht. Nein, so gerne ich es auch möchte, Ihrethalben, ich kann mich in diese Willkür nicht finden, die nur den Menschen schätzt, den sie abhängig sieht von der eigenen Gnade und Güte, ich kann meinen Lebenslauf nicht modeln nach seiner Laune. Dennoch gebe ich nichts verloren, wenn nur — wenn wir nur, Gerda, dieselben bleiben, unverändert und treu in unserem Wollen, mag um uns vorgehen, was da wolle!"

„Ich bin dieselbe geblieben vom ersten Tage an bis heute und werde dieselbe bleiben für alle Zeit."

„Ich danke Ihnen!" rief er aus, und ein Jubeln und Jauchzen klang durch diese ernste Stimme, wie es noch nie ein Mensch aus ihr gehört. „Und nun Ihre Hand, endlich einmal wieder Ihre liebe kleine Hand — nein, den Handschuh müssen Sie ausziehen, ich will sie wieder in der meinen halten, wie so manches schöne Mal. So ist es recht! Und nun im An-

gesicht desselben Meeres, das unsere ersten Liebesworte gehört, schließen wir das Schutz- und Trutzbündnis unserer Liebe für alle Ewigkeit."

Ihre Hände hielten sich fest geschlossen, ihre Augen leuchteten ineinander, lange Zeit. Die Dämmerung hatte zugenommen, nur das Meer glühte noch im Abendgolde. Weit aber über die dämmernden Küsten hinweg sah man in der Ferne den schlanken Rathausturm der großen Stadt und unmittelbar hinter ihm, noch gewaltiger in seiner trutzigen Kraft, den viereckigen Turm der alten Pfarrkirche, der, obwohl er ohne Spitze war, über seine Umgebung riesengleich hervorragte, wie hingestellt zum Schutze des Meeres und seiner schönen Küste.

Sie hatten den beschwerlichen Strandweg verlassen und waren über die geebnete Promenade, die oberhalb desselben dem Kurhause zuführt, auf den Seesteg hinausgetreten.

Mit einem Male blieben sie stehen, trotz des eifrigen Gespräches, in das sie vertieft waren.

Unter ihnen, so daß sie genau sehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden, bewegte sich eine Gestalt, so mager, daß sie sich wie ein Schattenriß vom weißen Sande abhob; der kränkliche Körper auf Beinen ruhend, die selbst für dies geringe Gewicht zu schwach gebaut schienen, der Hals auffallend lang und dürr, fast hinanreichend bis an die wenig ausgebildeten Ohren, die weit abstanden und leicht verkrüppelt schienen.

War es eines Kindes Gestalt?

Dazu war sie in den einzelnen Formen zu entwickelt, besonders in dem Ausdrucke des eckigen Kopfes. Eines Erwachsenen? Dazu wollte ihr Gebaren nicht passen, gerade jetzt nicht, wo sie sich damit begnügte, kleine Hölzer ins Wasser zu werfen, und der ganze schwächliche Leib schwankte und zappelte und zitterte vor Freude, sowie eines derselben, von den Wogen zurückgeworfen, dem Strande wieder näherkam.

Mit einem Male wandte sie schwerfällig das Antlitz, ein Antlitz mit schüchternen, blöden Zügen, in deren Faltenschrift eine ganze Geschichte von Krankheit und Leid zu lesen stand.

Und dennoch — aus diesem Antlitz, so häßlich es war, sprach eine so rührende Hilflosigkeit, aus den grauen traurigen Augen eine so bewegende Treuherzigkeit, daß diese Erscheinung, weit entfernt, abzuschrecken, das ganze Herz voller Teilnahme und Mitleid gewann.

Und solch ein Herz voller Teilnahme und Mitleid lag in den Augen einer weiblichen Gestalt, die, lässig in den Sand gelegt, keinen Blick von ihr verwandte.

Der schlanke Körper, dessen reife Formen in der liegenden Stellung scharf zum Ausdruck kamen, umhüllt von einem etwas fadenscheinigen, aber sauberen schwarzen Kleide, die bläulich schimmernden Haare glatt auf dem Kopfe gescheitelt. Das Gesicht blaß, die Züge nicht regelmäßig gebildet, aber fein geschnitten und belebt von dem Ausdruck einer Reinheit, der unwiderstehlich anzog.

Sie hatte sich erhoben und war an den Knaben herangetreten. Sie schien ihm zuzu-

reden, mit ihr nach Hause zu gehen. Aber er mußte noch keine Lust dazu verspüren, er nahm ihre weiche, volle Hand zwischen seine dürren Finger, er bat sie so inständig, sein treuherziges Auge schaute so flehend zu ihr empor, sie konnte nicht widerstehen, sie lächelte und gab nach. Sie suchte einige abgeglättete Steine vom Strande auf und warf sie mit geübtem Kunstgriff auf das Wasser, daß sie einige Male über die stille Fläche dahintanzten. Der Kleine zappelte und jauchzte vor Vergnügen. Auch sie lachte. Ein Wohllaut lag in diesem Lachen, das in seltsamem Gegensatz zu dem meckernden, stoßenden Lachen des Knaben stand.

Eine frische Brise zog über das Wasser, die Abendkühle machte sich bemerkbar. Sie griff nach dem kleinen Mantel, der am Strande lag, und zog ihn mit ängstlicher Behutsamkeit über die schmalen Schultern.

„So, mein Kleinerchen, damit wir uns nicht erkälten. Und nun nach Hause zur Mama!"

„Will nicht zu Mama, will nicht — will bei dir bleiben — nur bei dir!" stieß der Knabe hart hervor.

Sie hatte es leicht, ihn zu beruhigen. Mit sanfter Bewegung löste sie seinen Arm von ihrem Leibe und nahm ihn bei der Hand. Dann wandte sie sich zum Gehen.

In diesem Augenblicke begegnete ihr Blick Bolkows Auge, der immer noch mit Gerda in stummer Beobachtung an das Geländer gelehnt stand.

Sie schien zu empfinden, daß sie längere Zeit diesen forschenden Blicken ausgesetzt gewesen; eine leise Röte flammte über das blasse Antlitz, dann ging sie, so schnell wie es ihr Begleiter und der dicke Sand erlaubten, der Promenade zu, ohne einmal den Blick zu wenden.

Auch über Bolkows Züge war eine Bewegung geglitten, so merkbar, daß sie Gerda nicht entging.

„Kennen Sie das Mädchen?" fragte sie.

„Nein, ich kenne sie persönlich nicht, aber es ist heute das drittemal, daß ich sie sehe. Das erstemal sah ich sie vor einigen Jahren auf einer Reise in Capri. Sie war genau gekleidet wie heute und hatte den Knaben an der Hand wie eben jetzt. Ihr Bild blieb mir unvergeßlich; es liegt etwas Eigentümliches in diesem

Gesicht, finden Sie nicht auch? Dann sah ich sie wieder gerade an dem Tage, als ich in Berlin einzog. Sie war die erste bekannte Gestalt, die ich dort sah, und wieder war sie gekleidet wie eben und begegnete mir in genau demselben Aufzuge. Und heute — eben bin ich hier angekommen, treffe ich sie ebenso wieder. Es ist das so seltsam, weil —"

„Weil? Sie wollten noch etwas sagen."

„Weil jedesmal, wenn ich sie sah, etwas — doch nein, ich kann Ihnen das nicht sagen, es ist eine Grille. Kommen Sie, wir müssen weitergehen."

Aber sie fragte aufs neue.

„Weil ich jedesmal, wenn ich sie sah, fest überzeugt war, daß diese Person in meinem Leben noch einmal eine Rolle spielen würde," sagte er endlich.

„Ah — Sie sind abergläubisch! Sehen Sie, das hätte ich von Ihnen nicht gedacht," lachte sie jetzt in ungebundener Fröhlichkeit.

Aber er blieb ernst.

„Es ist es fast jeder in seiner Art, — und diese Begegnungen waren zu seltsam." — —

„Haben Sie ihn gesehen, mein gnädigstes Fräulein?“ Der Amtsrichter war noch atemlos. „Das war er, der junge Freiherr von Türck!“

„Und das junge Mädchen, das ihn begleitete?“

„Das ist seine Wärterin, oder wie Sie sie nennen wollen — die geheimnisvolle Persönlichkeit, von der ich den Damen vorhin erzählte, und dort, sehen Sie — nein, da auf der Promenade die etwas auffallend gekleidete Dame, die sich von dem schwarzen Husaren an ihrer Seite den Hof machen läßt, — das ist die junge Witwe, die nächstens wieder heiraten wird.“

„Die Mutter von dem Jungen?“

„Ganz richtig, seine Stiefmutter! Passen Sie nur auf — da! Jetzt kommt die Wärterin mit dem Jungen vorbei, der will ihr die Hand geben — aber sehen Sie nur, wie schnell sie sich wegwendet, als kennte sie ihn nicht. Und den Wink, den die Wärterin dabei bekommt! Sie will ihn eben verleugnen, er ist ihr peinlich, besonders jetzt!“

„Der arme Junge!“

Ein tiefes Mitleid zitterte durch Gerdas Stimme.

Volkow sprach kein Wort. Sein graues Auge, dem man auf den ersten Blick die scharfe Beobachtungsgabe ansah, folgte unverwandt der Erscheinung der Wärterin und ihres Begleiters, bis beide ihm hinter dem Vorbau des Kurhauses entschwanden.

Sie waren langsamen Schrittes, den schönen Abend voll genießend, der Pension Falke zugeschritten. Frau Niebert, der Abneigung ihres Gatten eingedenk, sah einen schon öfter schüchtern angestellten Versuch, ihre Tochter von dem Staatsanwalt zu trennen, endlich von Erfolg gekrönt und nahm diesen für sich in Beschlag, fand ihn aber schweigsam und verschlossen.

Als sich die Herren vor dem Eingange der Pension von den Damen verabschiedet hatten, blickte Volkow unwillkürlich an dem stattlichen Hause empor, und siehe, an die Brüstung eines offenstehenden Fensters des ersten Stockes gelehnt stand die wunderbare Frauengestalt, die er eben am Strande gesehen. Und neben ihr, kränker und elender erscheinend als vorhin im rosigen Hauche der Abendröte, kauerte auf

einem Stuhle die armselige Gestalt des Kleinen, mit der dürren Hand die ihre streichelnd, den hilfesuchenden Blick zärtlich auf ihre Augen gerichtet.

Diese Augen aber irrten über die Bäume des gegenüberliegenden Parkes hinweg zum fernen Horizont, wo eben aus wallendem Wolkenschleier der Mond hervortrat und über den dunklen Meeresspiegel eine goldene Brücke baute, die planlos nun über die schweigende Tiefe dahinflimmerte.

Große Aufregung herrscht in der Pension Falke.

Die Freifrau von Türck hat sich verlobt, endlich wirklich verlobt — natürlich mit dem blonden Rittmeister der Husaren.

Einigen näheren Bekannten war die freudige Nachricht schon in der Frühe des Morgens mitgeteilt, die anderen sollten sie bei der gemeinsamen Tafel erfahren — als Ueberraschung.

Pünktlicher als sonst ist alles versammelt, gespannte Erwartung liegt auf den Gesichtern, jeder Platz ist besetzt, nur ein Stuhl ist noch leer: der für die Freifrau von Türck.

Der Wirt, der in das Geheimnis eingeweiht ist und schon mehrere Flaschen Sekt auf Eis gelegt hat, läßt rücksichtsvoll mit dem Auftun der Suppe warten — fünf Minuten — zehn Minuten — eine Viertelstunde. Die Unterhaltung wird einsilbiger, nur Fragen werden hier und da laut, welch einen Grund wohl das

lange Ausbleiben der jungen Braut haben könne.

Die Suppe ist aufgetan, man beginnt zu essen. Der zweite Gang wird gereicht — noch immer ist der eine Stuhl leer.

Der Wirt weiß ganz genau, daß die gnädige Frau bereits seit zwei Stunden auf ihrem Zimmer ist, auch die bedienenden Mädchen haben sie gesehen. Er will eben eine von ihnen hinaufschicken, da tritt sie ein.

Auf den Lippen liegt das gewohnte Lächeln, aber nicht in jener herausfordernden Gefallsucht wie sonst, ein gezwungener, fast verzerrter Zug lagert sich um die zuckenden Mundwinkel, die schönen blonden Haare sind sorgsam frisiert wie immer, auf der Brust liegt sogar ein leicht gebundener Strauß üppiger dunkler Rosen. Aber das Antlitz über diesem Strauß ist so bleich und regungslos, so ernst blicken die sonst stets lachenden Augen, und alle Kunstaufwendung, sie zur gewohnten Fröhlichkeit zu zwingen, ist vergeblich.

Was ist geschehen?

Keiner fragt es. Stille herrscht im Saal, unterbrochen nur vom Klappern der Teller, die

die Mädchen wechseln, saumseliger als gewöhnlich.

Die junge Frau hat sich gesetzt. Sie gibt sich den Anschein, als ob sie eifrig esse, aber sie berührt die Speisen kaum. Sie beginnt eine lebhafte Unterhaltung, aber sie spricht ziemlich allein; es hat auch nicht viel Sinn und Verstand, was sie sagt.

Die Tafel ist beendet, der Sekt ist vergeblich kaltgestellt, schneller als sonst erhebt man sich.

Nach dem Essen pflegt sich eine kleinere Gesellschaft, die sich enger zusammengeschlossen hatte, in einer kleinen Laube im Garten zusammenzufinden und dort gemeinsam Kaffee zu trinken.

Der Justizrat hat das Verdienst, diese gemütliche Plauderstunde eingeführt zu haben.

Als wäre nichts geschehen, waltet Frau von Türck ihres Amtes, die Tassen zu füllen. Nur erscheint ihr Antlitz hier in der freien Luft noch bleicher als vorher im Eßsaal.

Der Justizrat hat die Frage gewagt — sie brauche ja nicht zu antworten, wenn sie nicht wolle.

„Warum nicht?“ erwidert sie nach kurzer Pause. „Ihnen als alten Freunden, und ich nehme keinen aus von allen, die in dieser stillen Laube versammelt sind, will ich gerne Rede stehen.“

Mit einem schnellen, aber vielsagenden Blick hat sie dabei Gerda und Bolkow gestreift; mit dem Instinkt, der Frauen ihrer Art eigen ist, hat sie längst gefühlt, daß sie beiden von Herzen unangenehm ist.

„Es ist Ihnen allen kein Geheimnis mehr, daß ich mich gestern abend verlobt habe. Ich danke Ihnen sehr, danke herzlich, mein liebes Fräulein . . . Nun, Herr Staatsanwalt, Ihr Glückwunsch kommt zwar so düster heraus wie eine Beileidsbezeigung, gleich als ahnten Sie in Ihrem hellsehenden Geiste, daß die Sache für mich noch ein sehr ernstes Nachspiel haben sollte. Und Sie haben ganz recht — hören Sie nur weiter.“

Sie hat einen Versuch gemacht, in den leicht tändelnden Ton zu fallen, mit dem sie auch das Ernsteste zu behandeln pflegt, und der Gerda

unangenehmer ist als ihre auffallende Erscheinung und ihr gefallsüchtiges Gebaren.

Doch dieses Mal mißglückt der Versuch; schwerfällig und stockend ringen sich die Worte von den müden Lippen.

„Als mein Bräutigam sich gestern mit mir verlobte, stellte er mir eine Bedingung. Du meine Güte, wer wollte sie ihm verdenken? Er ist noch jung und verkehrt in den ersten Kreisen, wo man sehr peinlich ist und alles Ungewöhnliche und gar Abstoßende ... kurz, er verlangt, daß ich den Jungen — Sie kennen ihn ja, den armen Kerl, den einzigen Sohn meines seligen Mannes, der mit einer nahen Verwandten verheiratet war —, daß ich den also ein für allemal aus dem Hause gebe."

„Allerdings eine schwere Bedingung für Sie."

„Gewiß, sie kam mir zuerst auch hart vor, aber ich ließ die Vernunft walten und mußte meinem Verlobten recht geben. Der arme Junge! Ihm ist es ja auch ziemlich gleichgültig, wo er ist. Ich entschloß mich also und stimmte ihm zu."

Eine Pause. Die mit vielen Ringen geschmückte Hand nestelt nervös an dem Spitzenumhang des grünseidenen Kleides.

„Nun denken Sie an. Ich lasse Annemarie — Sie wissen, Alfreds Pflegerin — auf mein Zimmer bitten und teile ihr meinen Entschluß mit. Und was geschieht? Sie können sich keinen Begriff machen, was ich erlebte, wie außer sich die Person gerät, als ich ihr diese Eröffnung mache. O, Sie kennen sie nicht, wie ich sie kenne. Sie ahnen nicht, welch eine Leidenschaft und Wildheit sich hinter dieser sanften Maske versteckt; ich sage Ihnen, es gibt Fälle, in denen sie zu allem entschlossen wäre. Sie geht so weit, mir ins Antlitz zu sagen, daß sie glaube, gewisse heilige Rechte auf den Jungen zu besitzen, die man nicht eines Tages so ohne weiteres durch eine Kündigung über den Haufen werfen könne. Und dabei brennt und funkelt es in ihren Feueraugen, daß mir ordentlich unheimlich zumute wird und ich meinem Gotte danke, als ich endlich heil zur Tafel hinunterkomme."

Sie hält inne, als erwarte sie ein zustimmendes Wort. Keiner spricht es.

„Eins ist mir jetzt zur Gewißheit geworden. Alfred muß von dieser Person loskommen. Sie verweichlicht und verwöhnt ihn auf unverantwortliche Weise."

„Was gedenken Sie mit dem armen Jungen denn zu tun?" fragt endlich Frau Niebert.

„Ich habe bereits an seinen Vormund, meinen Schwager Berg in Berlin, geschrieben. Wenn er auf meinen Vorschlag eingeht, so gebe ich ihn in eine gute Anstalt. Aber davon darf sie nichts wissen — um Gottes willen nicht, meine Herrschaften. Sie hat einen Haß auf diese Anstalten wie alle halbgebildeten Leute, besonders seitdem sie in der einen ein Jahr lang als Wärterin gewesen ist. Nun, was ich später tue, geht sie ja auch nichts mehr an, dann möchten ihre „Rechte" wohl endlich verlöscht sein! Eine bezahlte Pflegerin — und heilige Rechte! Was sagen Sie nur dazu?"

„Daß sie recht hat."

Gerda hat es ganz ruhig, aber auch ganz bestimmt gesagt. Volkow lächelt ihr zustimmend zu.

„Sie vergessen vielleicht, Frau von Türck," wendet er sich dann in seiner ernst-kühlen

Art an die Freifrau, „daß die Aufopferung dieser Person für Ihr krankes Kind, die schweren Dienste, die sie unermüdlich tut, daß die allerdings Rechte verleihen. Doch verzeihen Sie, daß ich Ihnen, zwecklos genug, eine Meinung aufdränge, die Sie nicht teilen, vielleicht nicht einmal verstehen können. — Sie hatten bereits nach dem Essen Lust zu einer kleinen Strandwanderung, gnädiges Fräulein," wendet er sich dann zu Gerda. „Wenn es Ihnen recht ist, machen wir sie jetzt zusammen."

Sie sind durch den Garten und Nordpark hindurch an den Strand gegangen.

Dumpfe, brütende Schwüle ist in der Luft, das Meer brandet und grollt, müßig schaukeln die zahlreichen Boote am Strande; niemand hat Lust, heute hinauszufahren.

Nur dort in verschwimmender Ferne schwankt ein Segelschiffchen wie eine Nußschale über die wogende Tiefe.

Die Wolken haben sich verdichtet; wie ein Schleier, schwer durchdringlich, senken sie sich auf das rollende, rauschende Wasser, Himmel und Meer scheinen eins, nur ab und zu taucht gespenstergleich aus dem brauenden Nebel der weiße Flügel einer Möve hervor, müde und verdrossen dahinrudernd.

Und dort, scheinbar noch weiter ab vom Strande, in verschwommenen Umrissen, wieder das einsame Segelboot, die weißen, wachsenden Wasserberge mühsam, hastig erklimmend, dann wieder hinabstürzend in den schwarzen, gähnen-

den Abgrund. Und im Hintergrund des Bootes — doch sie können sich auch geirrt haben, man kann jetzt auch gar nichts mehr sehen, der Wolkendunst hat sich so verdichtet, daß von den Hügeln und Bergen auch der letzte bläuliche Schimmer hinwegschwindet, die Küste und die ganze Landschaft umher in dem allgemeinen Chaos von Wolken und Nebel untergeht und alles nur noch eine Masse bildet, aber nicht schwefelgelb mehr, sondern grau in grau.

Gerdas Fuß stößt an einen harten Gegenstand, über den sie, den forschenden Blick nur auf die See gerichtet, beinahe gefallen wäre. Vor ihnen steht der kleine Handwagen, in dem Annemarie ihren Schutzbefohlenen zu fahren pflegt, und neben ihm, wie zu seiner Bewachung, ein alter Schiffer.

„Ist der junge Herr draußen?" fragt Gerda, und ein leises Entsetzen ist in ihrer Frage.

Der Fischer nickt. Er verwendet keinen Blick von der See.

„Mit wem?"

„Mit dem Fräulein."

„Beide allein?" fragt Volkow.

„Jawoll!"

„Bei dem Wetter?"

„Sie wollt's nich anders — sah auch erst so schlimm nicht aus."

Das Dunkel ist gewichen. Eine sonderbare, fast unheimliche Helle hat für einen Augenblick die Wolkenwand durchrissen, zuckt über den Himmel, senkt sich aufs Meer — und nun — ein Klappern und Heulen, ein Pfeifen und Kreischen, ein Grollen und Toben und Donnern.

Das ist Sturm! Der peitscht die Wellen, daß sie wutschäumend sich in die Höhe bäumen und ohnmächtig wieder zurücksinken in die kochende Masse. Und über sie hinweg, dem Strande jetzt beträchtlich näher, springt und fliegt und tanzt, ein Spielzeug ihres Zornes, das kleine einsame Seegelboot in seinem Hintergrunde die schlanke Frauengestalt, die Leine in der Hand haltend.

„Vorwärts!" sagte Volkow zu dem Alten. „Wir müssen hinaus — ihr nach!"

Der schiebt langsam und bedächtig die kurze Pfeife von einem Mundwinkel zum andern.

„Is nich nötig — die versteht ihr' Sach' —"

Ein kurzer Windstoß wie ein wuterfüllter Aufschrei, in das Pfeifen und Kreischen und Gellen des Sturmes mischen die grollenden Wogen ihren Zorn, überstürzen sich mit den hochgeschwollenen Kämmen, donnern an den Strand, als wäre die Hölle losgebrochen und heulte mit allen Geistern des Abgrunds durch die entfesselte Natur.

Der Alte hat die Pfeife aus dem Munde genommen, das kleine zwinkernde Auge ist groß geworden.

Er tut einen Schritt vorwärts. Dann bleibt er stehen, mit einem sanften Ruck fliegt die Pfeife in den linken Mundwinkel, ein sonnenhelles Lächeln gleitet über das faltendurchzogene gebräunte Gesicht.

„So war's jut, mei Mä'che, verstehst dein Sach! Sehn Sie, sie wendet — sie kommt!"

Die Landung war so einfach nicht. Aber einige Fischer sind dem Alten zu Hilfe gekommen, und so ist es mit vereinten Kräften gegangen.

Annemarie hat den Jungen zuerst aus dem Boote gehoben; dann ist sie gefolgt.

Der Kleine schien keine Ahnung zu haben von der Gefahr, in der er geschwebt. Aber Annemarie ist bleich, wie die beiden sie nie gesehen. Doch keine Spur von Erregung oder Angst, ein trotzender Zug vielmehr liegt um die festgeschlossenen Lippen.

„Daß der Kleine sich so wenig fürchtet," sagt Gerda, als sie auf den Steg gelangt sind.

„Er fürchtet sich nie, wenn ich bei ihm bin."

„Und Sie haben gar keine Angst gehabt?"

„Vor wem? Vor den bösen Menschen? Die sind da draußen nicht."

„Vor dem Sturm."

„Ich bin bei viel größerem draußen gewesen; ich habe es gelernt von Jugend an."

„Aber Sie waren heute in Gefahr."

„Wir sind überall in Gottes Hand."

Der Regen, der bereits den ganzen Tag drohend in der Luft gelegen hat, ist mit ungehinderter Gewalt losgebrochen.

Die Fischer haben sich entfernt. Annemarie ist mit ihrem Zögling unter die Glasveranda des Kurgartens getreten. Auch Gerda und Bolkow müssen hier Schutz suchen.

Der Kleine mißt mit einem scheuen Blick die ungewohnten Begleiter; dann schmiegt er sich, vor Kälte zitternd, an seine Pflegerin.

Sie hüllt ihn in ein großes wollenes Tuch, das sie aus dem Wagen genommen; dann setzt sie ihm ein Glas warmen Eierbiers, das der Kellner soeben gebracht, auf den nebenstehenden Tisch und sieht mit deutlicher Freude, wie gierig er sich auf das Getränk stürzt.

„Sie sind schon lange bei dem Knaben?" setzt Gerda ihr Gespräch mit dem Mädchen fort.

„Zehn Jahre."

„Und haben ihn liebgewonnen?"

„Warum sollte ich sonst bei ihm geblieben sein?"

„Sie müssen es sehr schwer haben."

„Was man gern tut, ist nie schwer."

Eine Pause. Heftiger klatscht der Regen an die Scheiben der Veranda.

„Ihre Herrin" — sie stockt, diese Bezeichnung kommt ihr diesem Mädchen gegenüber abgeschmackt vor. „Die Freifrau," verbessert sie sich schnell, „wird wieder heiraten."

„Sie wird."

„Und Sie?"

„Ich gehe."

„Wohin werden Sie gehen?"

„Nach Hause."

„Wo ist Ihre Heimat?"

„An der Nordsee."

„Ihre Eltern leben noch?"

„Mein Vater ist tot, er war Lehrer, aber meine Mutter lebt noch."

„Hat sie viele Kinder?"

„Sie hatte drei — jetzt lebt nur noch der eine Sohn außer mir. Der ist auch Lehrer; er hat des Vaters Stelle in einem kleinen Dorf hart an der Nordsee."

„Da ist es freilich Ihre Pflicht, zu ihr zurückzukehren."

„Meine Pflicht — ja — wenn es keine höhere gäbe!"

„Es war nicht Ihr eigener Entschluß?"

„Nein — das weiß Gott im Himmel! Freiwillig wäre ich nicht gegangen, selbst meiner Mutter zu Liebe nicht. Man hat mich gezwungen — gewaltsam will man ihn von mir trennen! — Aber um Gotteswillen," fährt sie fort, sich zur Ruhe zwingend, „er könnte uns hören — und er darf nichts wissen, nicht das Geringste! Es würde ihm das Herz brechen."

„Er wird es doch bald erfahren."

„Ja, aber jetzt noch nicht — noch nicht. Sehen Sie, sie meinen immer, er verstünde von alledem nichts, er wäre zu blöde dazu, zu stumpf. Ich sage Ihnen, er versteht alles — er weiß alles — er ist nicht so schwach und dumm, wie seine Mutter meint! Er ist so gut und treu und oft ist er geradezu klug. Und eine Sprache gibt es, die verstehen alle Menschen, die gut sind — auch die kranken, die blöden — das ist die Liebe."

Sie hat das alles so einfach gesagt, in so warmer Ueberzeugung, ohne den geringsten Schmuck oder Pathos. Immer mehr wächst

Gerdas Interesse an der wunderbaren Frauengestalt.

„Und wenn ich nun von ihm gehe, dann hat er keinen Menschen mehr, der diese Sprache mit ihm spricht, der ihn versteht, wenn er sie anschlagen will. Ganz allein — unter Fremden, die ihn hart anfassen — keine Mutter, die ihn lieb hat, niemand!"

Die Tränen lassen sich jetzt nicht mehr zurückhalten; sie ersticken ihre Stimme. Sie wendet sich schnell ab.

Da mit einem Male kommt der Kleine auf seinen schwachen Füßen angewackelt, so schnell sie ihn tragen können.

Ein rührendes Mitleid liegt auf seinem Antlitz. Seine Hände erfassen die der Wärterin.

„Nicht weinen, liebe Annemarie — nicht weinen!" stottert er mit schwerer Zunge hervor, indes aus den grauen Augen ein feindlicher Blick die Fremde trifft.

Sie hat ihn bald beruhigt; er ist zu seinem Reste von Eierbier zurückgekehrt, das er langsam ausschlürft.

„Wenn ich ihn wenigstens mit mir nehmen könnte," fährt sie lebhafter fort — „in meine Heimat, zu meiner Mutter! Aber sie wird das nicht wollen."

„Es wäre vielleicht auch Ihrer Mutter nicht recht."

„O Gott, sie würde das Letzte mit ihm teilen! Sie hat ein Herz — ich kenne sie. Und, sehen Sie — zu lange wird es auch nicht mehr nötig sein! Denn er wird immer kränker und schwächer."

„Darum will ihn seine Mutter ja auch in eine Anstalt geben."

Erschreckt hält Gerda inne — jetzt erst fällt ihr ein, daß sie das ja nicht wissen sollte.

Um Gottes willen, was hat sie getan!

Eine Frauengestalt steht ihr gegenüber, aber nicht dieselbe mehr, mit der sie bisher gesprochen. Das sonst so bleiche Antlitz glüht, von den dunklen Augen ist der letzte Flor gewichen. Durch keine Verschleierung mehr gedämpft brennt ein heißes Feuer aus der aufrührerischen Tiefe.

„In eine Anstalt?! Ihn, den schwachen Kranken, der der Liebe bedarf wie kein anderer — in eine Anstalt?!"

Sie bricht schnell ab. Das glühende Rot in ihrem Antlitz ist erblaßt, die Lider senken sich über die Augen, wie um ihr Feuer zu erlöschen. Die bleichen Lippen pressen sich fest aufeinander.

„In eine Anstalt?!" wiederholt sie tonlos. „Freilich, das war der einzige Weg! Daß ich darauf nicht gleich kam!"

„Es ist vielleicht für ihn das Beste," mischt sich jetzt zum erstenmal Bolkow in das Gespräch, dem er bis dahin nicht ohne Aufmerksamkeit zugehört.

„Vielleicht!" erwidert Annemarie kurz, indes ein trotzig entschlossener Zug aus ihrem Antlitz hervortritt.

Sie geht zu dem Knaben. Sie schlingt den weichen Arm um seinen dürren Hals und küßt sein welliges Kopfhaar.

„Armer, armer Junge! Aber — noch bin ich da!"

Sie hat ihn in den kleinen Wagen gehoben, flüchtig die beiden gegrüßt und fährt ihren Pflegling nun, den Schirm sorgsam über ihn gebreitet, davon, unbekümmert um den strömenden Regen, der ihr freies Antlitz mit dicken Strähnen peitscht.

Und wieder war die Pension Falke in Erregung.

Es fanden Einbrüche in Seewald statt — häufige Einbrüche, und alle ganz wunderbarer Art.

Kaum ein Morgen kam heran, der nicht von einem neuen Einbruch berichtete — einer immer kühner und verwegener als der andere. Und bei keinem gelang es, den Verbrecher zu fassen.

In den belebtesten Gegenden, in den hellen Mondnächten, die gerade jetzt herrschten, ja, in diesen mit besonderer Vorliebe, wurde in die Zimmer eingestiegen, so lautlos, daß niemand etwas davon merkte, obwohl in den engen Sommerquartieren die Menschen dicht genug beisammen schliefen; selbst in die Schlafzimmer drang der Verbrecher ein.

Und was das Seltsame war: größere Wertsachen wurden nach diesen Einbrüchen nicht vermißt . . . hier und da nur einige wertlose Dinge. Auch hatte man Gott sei Dank bis da-

hin nie etwas von einem tätlichen Angriff gehört.

Sowie einer der Schlafenden einmal erwacht war, hatte sich der Dieb entfernt. Der Erwachende behauptete dann, eine große schlanke Gestalt an der Tür gesehen zu haben, die gerade in einem der Schubfächer herumkramte, sich aber bei dem geringsten Laut, den er in seiner Angst von sich gab, eilends entfernt hätte — schleichend wie eine Katze — und dann spurlos verschwunden wäre, obwohl das volle Mondlicht auf die Erde herunterleuchtete.

Die Ortspolizei, zum ersten Male seit langer Zeit aus ihrer Ruhe emporgescheucht, entwickelte eine angestrengte Tätigkeit. Als man sie durch einige geschulte Kräfte aus der nahen Stadt verstärkte, stellten die Einbrecher ihre Tätigkeit plötzlich ein, obwohl der Mond jetzt nicht mehr schien, und die dunklen Nächte zum Einbruch viel geeigneter waren.

Aber die Furcht in dem verschüchterten Seebad dauerte fort.

*

Annemarie an ihre Mutter.

„Mein liebes Muttchen!

In Beiliegendem schicke ich Dir das Geld für das gewünschte Kleid. Es ist gut von Rudolf, daß er Dir die Zutaten dazu bezahlen will; nun kaufe Dir ein recht gutes Kleid von dickem Stoff und spare nicht dabei, denn wenn ich komme, bringe ich viel Geld mit, meinen ganzen Lohn!

Ich bin heute sehr traurig. Alfredchen hat entschieden etwas gemerkt. Er geht immer so abwesend umher und sieht mich mit so wunderbaren Blicken an, daß mir das Herz brechen will. Jetzt steht er hier in der Ecke neben mir und weint immerzu, denn der Herr Rittmeister, der sein künftiger Stiefvater werden soll, hat ihn eben so hart angefahren — nur weil er ihm in den Weg gekommen ist und er ihn nicht sehen mag. Es war ja meine Schuld. Ich weiß, daß sie ihn nicht ausstehen können und

hätte ihn, wie sonst, hübsch aus dem Wege bringen sollen. Aber der Herr Rittmeister kam so plötzlich, und da konnte ich es nicht mehr, und er ließ seinen Zorn an dem Jungen aus.

O Muttchen, Muttchen — wie soll das werden, wenn er mich nicht mehr hat! Ich kann daran gar nicht denken.

Du schreibst so gut und lieb, daß ich ihn mitnehmen soll zu uns nach Hause, und Du willst zu ihm sein wie eine treue Mutter. Wie schön wäre das alles; mehr wollte ich mir in dieser Welt nicht wünschen.

Aber leider muß ich Dir mitteilen, daß dazu vorläufig wenig Aussicht ist. Als ich einmal eine Andeutung darüber machte, hörte die Freifrau wenig hin — sie hat jetzt wohl immer andere Gedanken.

Nun will ich es noch einmal versuchen. Ich glaube immer, die Freifrau würde es schon tun. Aber der Rittmeister wird es nicht wollen, und wenn sie es doch erlaubt, dann heiratet er sie nicht, und das will sie doch nicht.

Ich träume noch immer von Alfredchen, und immer traurige Sachen.

Zudem geschehen hier Nacht für Nacht Einbrüche. Denke Dir an: vorgestern haben sie in einem großen Hause eingebrochen, das nur zehn Schritte von unserem Pensionate entfernt liegt. Ich fürchte mich so, daß sie auch zu uns kommen; denn daß die Freifrau viel Geld hat, werden sie wissen.

Ich kann die ganze Nacht nicht schlafen — nicht meinetwegen, denn ich weiß, wir stehen alle in Gottes Hand. Aber wegen des Alfredchen fürchte ich mich oft. Doch wenn ich mich so ängstige, dann muß ich mich manchmal fragen, ob es eigentlich ein Unglück für ihn wäre — ich meine wenn ihm etwas zustieße und er nicht mehr lebte! Was ist sein Leben denn wert?! Besonders, wenn ich nun gehe und ihn niemand mehr lieb hat und sie ihn so hart anfassen, wie es der Rittmeister tut. Wäre da der Tod etwas Schlimmes für ihn? Nicht wahr, Muttchen, jetzt begehe ich wieder eine große Sünde, daß ich so was ausspreche? Ich

kann mir aber nicht helfen. Schilt nur recht
Deine Annemarie.

Nachschrift.

Liebste, einzige Mutter!

Ich öffne diesen Brief noch einmal! Du mußt mein Glück sofort erfahren. O Mutter — so glücklich bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen wie jetzt. Kannst Du Dir denken, weshalb? Nein, Du kannst es nicht. So höre nur!

Eben ruft mich die Freifrau zu sich. Sie will mit ihrem Bräutigam auf ein Vergnügen gehen. Ich soll ihr beim Anziehen helfen.

Und als ich damit fertig bin, ruft sie mich noch einmal zurück und spricht von Alfred und meiner Bitte, ihn mit mir zu nehmen. Und was sagt sie zuletzt? „Annemarie," sagt sie zu mir, „Sie sind treu und gut gewesen, besonders in der letzten Zeit, ich weiß auch, wie lieb Sie meinen armen Jungen haben. Ich werde nun am Ende doch Ihren Herzenswunsch erfüllen; auch meinen Bräutigam habe ich schon umgestimmt. Es käme nur noch auf die Ein-

willigung des Vormundes an. Aber der bin ich so gut wie sicher, das ist nur Formsache."

O Muttchen, gutes, bestes Muttchen — während ich diese Worte niederschreibe, pocht mir mein Herz so, daß ich kaum noch die Feder halten kann. Ich habe ja auch nichts mehr zu schreiben. Wie selig wird das Alfredchen sein — wie selig ist Deine

Annemarie."

Ein Mord!

Ist es Wahrheit — oder hat er es geträumt in der schwülen Sommernacht, in der er so unruhig geschlafen wie nie in einer anderen?

Nein, nein — er schläft nicht mehr. Es ist kein Alp, der sich drückend auf seine Seele legt — es ist Wirklichkeit!

Da steht die starkleibige Wirtin vor seinem Bette, im Morgenanzuge noch, die Haube schlottert auf den ungeordneten Haaren, die kaum geknüpften Bänder fallen über das vor Entsetzen bleiche, feiste Gesicht.

Ein Mord!

In der hellen Julinacht — im belebtesten Teile des Bades — ausgeführt mit unglaublicher Frechheit — ein Wehrloser durchbohrt im Schlafe!

Wo?! Sie wisse es nicht. Aber ganz in der Nähe sei es bestimmt — und tot sei er — mausetot das stehe fest. Ihre Tochter, die eben auf ihre Aufwartestelle gegangen, habe

es ihr zugerufen, zitternd vor Schreck; dann sei sie davongestürmt. Sie habe nicht weiter fragen wollen, sie habe erst den Herrn Staatsanwalt wecken müssen.

Bolkow hat sich aufgerichtet in seinem Bett. Seine Bewegungen sind etwas hastiger als sonst, aber sein graues Auge blickt in derselben ernsten Gemessenheit.

Wie man so ruhig dabei sein könne! Ihr gefriere das Blut in den Adern. Aber freilich, ein Staatsanwalt — das mache die Gewohnheit, die tue überhaupt alles.

Bolkow ist in wenigen Minuten fertig — nein, Frühstück brauche er nicht, er wolle damit warten — vorwärts, nur vorwärts! —

Ein Mord! Wie ein Kainsstempel liegt es auf dem Orte. Bleiern und schwer hängt der Himmel herab, in ein Grau gehüllt, so undurchsichtig und undurchdringlich, als berge er in seiner Tiefe noch mehr des Unheils und des Entsetzens; ein Sprühregen rieselt durch die schwüle Luft, fein und langsam, wie ein dichtgesponnenes Netz hüllt er den Wanderer in seine nassen Maschen. Das Meer aber, grau wie der Himmel, braust und brandet in

dumpfen, ächzenden Tönen; planlos, schweren Flügelschlags streichen über seine Fläche die Möven dahin, ihr gellendes Kreischen einend mit dem eintönigen Klagen des Windes.

Ein Mord! Auf allen Gesichtern steht's geschrieben, aus allen Worten tönt es. Die Menschen eilen hin und her — nie einzeln, immer zu zweien oder dreien, hier und da in größeren Gruppen stehend, eifrig ineinander hineinredend, heftig gestikulierend, den starren Blick in die Höhe gerichtet.

Ein Mord! In einer so belebten Straße, einem so bewohnten Hause!

„Wo denn — wo?"

Man sieht ihn erstaunt an.

„Nun hier — in der Pension Falke — dort im ersten Stock, wo die Fenster aufstehen."

„Wer?"

Die Gruppe ist schon vorüber; eine andere folgt.

„Der Freiherr von Türck — das arme kranke Kind! Mitten ins Herz hinein. Man hat natürlich Geld bei ihm vermutet, die Freifrau war auf einem Vergnügen im Kurhause. Kein Wunder! Sie glaubten, es um so leichter

zu bekommen. Aber so unbarmherzig! Auch die Wärterin ist verwundet — schwer verwundet!"

Er hat die Gartentür geöffnet. Ihr lautes Knarren dringt eigentümlich in die Totenstille hinein, die im Garten des Pensionats und vor diesem selber herrscht. Sonst war hier alles Leben und Heiterkeit. Man unterhielt sich, machte gemeinsame Spiele, saß auf den verschiedenen Plätzen oder bei schlechtem Wetter zum mindesten auf dem großen, geschützten Balkon vor dem Hause.

Heute alles wie ausgestorben. Als beträte er einen Kirchhof. Hier und da huscht ein Mensch an ihm vorüber, bleich das Antlitz, bestürzt die Mienen — lautlos eilend wie ein Schatten.

Regungslos das ganze Haus, als wäre es unbewohnt seit langen Zeiten — nur die weitgeöffneten Fensterflügel da oben im ersten Stock über dem großen Balkon knarren und ächzen im Winde.

Er ist ins Haus getreten. So oft ist er an der großen Uhr am Treppenflur vorübergegangen, fast ohne sie zu merken. Heute aber pendelt

sie ihr Tick-Tack so schwerfällig, so aufdringlich, wie er es nie an ihr gehört. Und auf den breiten Treppen hallt sein Tritt wider, als trage er Blei unter den Füßen.

Er steht vor der Wohnung des Justizrats.

Eine laute Stimme dringt ihm entgegen; ihr Klang ist heute noch härter als sonst. Dazwischen ein Geschiebe und Geklapper, ein Werfen und Lärmen und Poltern. Als er einige Male vergeblich angeklopft und nun die Tür geöffnet hat, stürzt er fast über einen kleinen Koffer, der hart an ihr steht; ein größerer ist mitten im Zimmer aufgestellt und um ihn herum ein Gewirr von Kisten und Kasten und Körben, ein buntes Durcheinander von den verschiedensten Sachen.

Und thronend über alledem der Justizrat, mit hochrotem Antlitz und schweißperlender Stirn den beschäftigten Frauen Anweisungen gebend.

Erstaunt ist Volkow stehen geblieben.

„Was ist geschehen?“ fragt er endlich.

„Was geschehen ist, Herr?!“ ruft der Justizrat — und diese Anrede ist das sicherste Zeichen seines Unwillens — „was geschehen ist?! Herr,

das fragen Sie auch noch?! Denken Sie, ich habe mein Leben gestohlen?! Denken Sie, ich hätte es mir bis heute mühsam erhalten, nur daß irgend solch ein Mordbube es mir in einer Nacht zu seinem Vergnügen abschneidet?! Denken Sie, ich will noch eine Stunde länger in diesem verteufelten Mordsorte bleiben und mich für jedes räuberische Gelüste nur so zurechtlegen? Ich danke, Herr! Bleiben Sie meinetwegen, so lange Sie wollen. Ich kann nicht nur immer an mich denken — ich habe für andere zu sorgen, ich habe Frau und Kind — ich reise — heute noch — mit dem nächsten Zuge reise ich fort aus dieser Mörderhöhle. Vorwärts! Hierher, wenn ich bitten darf! Vorsicht mit dem Revolver, Gerda, er ist geladen."

Und er gibt seine Aufträge, unbekümmert um den Eingetretenen, der sich trotz des Ernstes der Stunde eines Lächelns nicht zu erwehren vermag.

Frau Niebert hat ihm nur zugenickt; sie ist zu beschäftigt. Gerda aber hat sich erhoben und ist ihm entgegengetreten. Ein großer

Schmerz liegt auf den schönen Zügen, die weiche Hand zittert in der seinen.

„Ist es nicht schrecklich — der arme Mensch — und auch die Wärterin!"

„Ist sie schwer verwundet?"

Sie hat nicht Zeit, zu antworten. Der Justizrat quält sich pustend und keuchend, einen Koffer zu schließen und sendet schon einen Blick des Vorwurfs zu ihr hinüber. Sie muß ihm helfen.

Endlich ist die Arbeit getan. Nun will der Justizrat Luft schöpfen, und man tritt nach draußen.

Der Regen hat ein wenig nachgelassen, aber die Fensterflügel da oben knarren und ächzen im wachsenden Winde stärker als zuvor.

Im Garten sind mehrere der Gäste versammelt, aller Blicke wenden sich nach oben.

„Dort ist es geschehen!"

Wie vielmal an diesem Morgen ist dieser Ausspruch wohl getan, wie vielmal die Frage laut geworden nach dem unseligen Täter!

„Und nicht die geringste Spur?"

„Nicht die geringste! Lautlos ist er gekommen, lautlos verschwunden! So wie sie es bei

den anderen Gelegenheiten gemacht haben — nur daß sie es dort nicht so blutig getrieben haben!"

„Der arme Kerl! Du meine Güte, er war freilich sehr krank, für solchen Menschen ist es oft das Schlechteste nicht — wer kann wissen? Aber die Wärterin! Sie ist ihm wohl zu Hilfe geeilt. Ob sie tatsächlich so schwer erkrankt ist, wie man heut morgen sagte?"

„Aber könnte sich der junge Freiherr am Ende nicht selber — vielleicht in einem Anflug von Wahnsinn? Man hat Beispiele dieser Art."

„Das ist ausgeschlossen — völlig ausgeschlossen! Auch die Pflegerin sagt es. Er hat nie ein Messer in der Hand gehabt. Dann müßte man es ja auch gefunden haben. Außerdem ist der Stich mit einer solchen Treffsicherheit geführt — mitten ins Herz — so daß er gleich tot war — mausetot!"

„Wunderbar, daß man überhaupt kein Instrument gefunden hat!"

„Nun, das ist doch sehr einfach. Das hat eben der Mörder mitgenommen."

„Ja — mitgenommen! Aber wie es überhaupt möglich gewesen ist, daß er entkam, ohne daß ihn jemand sah oder von ihm hörte?! — Schon, daß er unbemerkt in das Haus hineinkam! Leicht konnte es nicht sein! Das aber ließe sich allenfalls erklären! Aber aus dem Hause heraus?!"

„Man nimmt an, daß er aus dem offenen Fenster auf den Balkon, von ihm ins Hochparterre geklettert ist. Das wäre ja auch nicht unmöglich. Sehen Sie nur dort den Absatz! Dann dort — eins — zwei — drei! Und von dem Balkon ist er hinabgesprungen!"

So schwirrt die Unterhaltung unter den offenstehenden knarrenden Fensterflügeln hin und her, halblaut geführt, in jener eigentümlichen Scheu, die angesichts solcher Tat und ihres Ortes kaum die Stimme zu erheben wagt. Auch der Justizrat hat sich mit einigen Bemerkungen an ihr beteiligt.

Nur einer nicht.

Der hat keine Silbe gesprochen, höchstens dann und wann aufgehorcht, wenn irgend ein Wort fiel, das ihm der Beachtung wert erschien.

Das ist Bolkow.

Abseits von den anderen hat er gestanden, den Blick unabläßig auf den Flügel des Hauses gerichtet, in dem das Unerklärliche, Furchtbare geschehen ist. Auf seinem Gesicht liegt eine seltsame Bewegung. Der scharfe Zug um die Mundwinkel tritt schärfer hervor.

Ein Wagen kommt im scharfen Trab die Straße entlang gefahren und hält vor dem Hause. Die Pferde, über und über mit Schweiß bedeckt, fliegen am ganzen Leibe, einige Herren, schwarz gekleidet, entsteigen dem Gefährt.

Es ist der Amtsvorsteher und die Abordnung, die den Tatort zu untersuchen gekommen sind.

Der Regen nahm wieder zu; der Wind hatte ihn nicht vertrieben.

Bolkow war mit dem Justizrat und seiner Familie in den großen Eßsaal des Pensionats getreten, der zu dieser Stunde leer war.

„Was sagen Sie eigentlich zu dieser Geschichte?" fragte Niebert, der sich schon lange über das hartnäckige Schweigen des andern geärgert hatte.

„Ich sage, daß dieser Mord nicht von einem gewohnheitsmäßigen Verbrecher begangen ist. Die Einbrecher, wegen derer Sie abreisen wollen, sind unschuldig an ihm."

„He?!" rief der Justizrat, als traute er seinen Ohren nicht.

„Man hat nicht die geringste Blutspur an der Tür oder auf der Treppe entdeckt, als man unmittelbar nach dem Morde hinunterkam! Ein Herabklettern auf den Balkon und ein

Entweichen von da erscheint mir bei dieser Oertlichkeit ebenso unwahrscheinlich wie ein Sprung von dem hohen Fenster. Nicht einer hat etwas gehört, selbst die Wirtin nicht, deren Zimmer gerade unter dem der Wärterin liegt. Der Hund, von dessen Wachsamkeit ich mich ungezählte Male überzeugt habe, hat nicht ein einziges Mal angeschlagen. Aus alledem möchte man beinahe auf eine sonderbare Vermutung kommen."

„Auf welche, wenn's beliebt?"

„Daß der Mörder im Hause und nicht außerhalb desselben zu suchen ist."

Niebert sah den andern sprachlos an. Die goldene Brille, von Daumen und Mittelfinger mit einem zornigen Ruck gepackt, flog nur so auf die bleiche Nase herab.

„Herr!" pustete er endlich hervor — „Sie — Sie sind sehr schnell mit Ihren Beschuldigungen!"

„Ich beschuldige niemand — ich gebe nur Antwort, wo ich gefragt bin. Warum fragten Sie mich, wenn Sie meine Antwort so erregt?

Und dann: Gesetzt, ein Einbrecher stiege in das belebte Pensionat mit der an sich kaum glaublichen Absicht, hier in der hellen Mondnacht einen Raubmord zu begehen. Was würde er tun? Einen ganz Ungefährlichen wie diesen Aermsten ermorden? Mußte er nicht gewärtig sein, daß die Pflegerin, die in demselben Zimmer schlief, aufwachte und schrie? Dann aber war er entdeckt und saß in der Falle. Umgekehrt nur konnte er handeln: die Pflegerin mit einem sicheren, festen Stiche töten — dann vielleicht den jungen Menschen, für den Fall, daß dieser ein Geschrei erhob. Sonst war es nicht nötig. Und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er ruhig weitergeschlafen. Aber ein gewiegter Einbrecher, ein überlegener Raubmörder — der sollte sich auf einen armen geisteskranken Jungen stürzen, von dem er nichts zu fürchten hatte, der ihm nichts tun konnte, und ihn töten? — Ich glaube es nicht."

„Sie hören aber doch, daß die Wärterin selbst verwundet ist."

Wieder schwieg der Staatsanwalt, länger als vorher.

„Ich habe es gehört," sagte er endlich, „und doch —"

Nein, nein — er durfte es nicht aussprechen, es war zu ungeheuerlich!

Aber der Justizrat hatte ihn verstanden.

„Selbst die nicht einmal — diese treffliche, tadellose Person ist nicht sicher vor einem so niedrigen Verdachte?!"

„Ich habe nichts davon gesagt."

„Aber um so mehr vermuten lassen."

Ein eigentümliches Lächeln flog um Bolkows Mund; es machte ihn noch ernster als gewöhnlich.

„Wir wollen darüber nicht rechten, Herr Justizrat. Was ich vermute oder nicht, ist ja auch sehr gleichgültig. Jedenfalls stehen wir hier vor einem Falle, so geheimnisvoll und unergründlich, daß man über die Vermutungen nicht so bald hinauskommen wird. Nur eins fürchte ich: Ich werde nicht der einzige sein. Der Verdacht auch von anderer Seite wird sich gegen die Persönlichkeit richten, die wir beide, Sie und ich, Herr Justizrat, ehren und

lieben gelernt haben. Vielleicht wird die Zeit dieses Geheimnis enthüllen — vielleicht auch nicht. Für jetzt leben Sie wohl, Sie wissen, daß auch mein Urlaub in den nächsten Tagen zu Ende geht und ich für meine Uebersiedelung nach Kronburg noch manches zu tun habe."

Die Panik in Seewald dauerte fort. Sie verpflanzte sich auch in die benachbarte Hauptstadt der Provinz.

Ueber den Befund der Gerichtskommission drang wenig in die Oeffentlichkeit. Um so freigiebiger waren die Gerüchte, die vogelfrei umherschwirrten.

Dieser oder jener, auf den nur der Schatten eines Verdachtes fiel, wurde verhaftet, aber bald wieder freigelassen, da ihm nichts nachzuweisen war. Je weniger Spuren sich jedoch von dem Mörder finden ließen, um so fieberhafter wuchs die Erregung.

Das Schlimmste war, daß sich von dem Instrumente nichts entdecken ließ, mit dem die Tat vollbracht war. Und was diesen Umstand noch viel peinlicher machte, das war die Tatsache, daß aus dem Haushalte der Pension Falke ein spitzes Messer vermißt wurde, das kurze Zeit vorher noch im täglichen Gebrauch gewesen.

Da gelang dem findigen Kriminalkommissar, den man sofort nach dem Berichte der Untersuchungskommission aus der Hauptstadt an den Tatort gesandt hatte, eine Verhaftung, die das größte Aufsehen hervorrief.

Ein Dachdecker namens Hock wurde durch anonyme Briefe schwer verdächtigt. Er sollte sich bereits früher einmal einen Diebstahl haben zuschulden kommen lassen; in der Nacht, da der Mord geschehen, sollte er nicht zu Hause gewesen sein — allerlei andere Gründe sprächen für seine Täterschaft.

Ganz Seewald war von vornherein von seiner Schuld überzeugt, ganz Seewald triumphierte.

Aber es tat es zu früh.

Aus dem Manne war nicht viel herauszubekommen.

Er war ein noch junger Mann, dem Trunke schon seit seinen Lehrlingsjahren ergeben, der sich dann nach seiner Verheiratung mit einer braven und tatkräftigen Frau gebessert hatte. Nur ab und zu, wenn er nicht streng beobachtet wurde, griff er wieder zur Flasche, und in die-

sem Zustande pflegte er in den stillen Sommernächten die seltsamsten Kletterversuche zu machen, bei denen er dann den Einstieg in offene Fenster der niedrig gelegenen Wohnungen nicht verschmähte.

Er hatte das jedesmal mit großer Geschicklichkeit und einer fast affenartigen Geschwindigkeit getan, auch wenn er nicht nüchtern war, oder vielmehr gerade dann, und bei dieser Gelegenheit allerlei geringfügige und wertlose Gegenstände entwendet, die er zum Entsetzen seiner Frau, als wäre nichts geschehen, mit nach Hause brachte. Da er diese wunderlichen Experimente nur in Mondnächten auszuführen pflegte, galt er im Volksmunde allgemein für mondsüchtig.

Man hielt Haussuchung auf Haussuchung bei ihm, förderte dabei einen ganzen Korb voll allerlei Tand zutage, über den er keinen Ausweis zu geben vermochte, und wies ihm schließlich sogar einen Diebstahl nach. Nur für eins fand man nicht den geringsten Anhalt: für seine Täterschaft in jener Mordnacht. Der Mann hatte sich in seinem ganzen Leben noch

nie die leiseste Gewalttat zuschulden kommen lassen.

So blieb nichts übrig, als ihn wegen des Diebstahls in vorläufigen Gewahrsam zu bringen. Und wenn der Verdacht gegen ihn damit auch nicht zum Schweigen gebracht war, Licht in die dunkle Sache hatte diese Entdeckung nicht getragen.

Indessen war Volkow in Kronburg angelangt.

Er hatte dem Justizrat und seiner Familie den ersten Besuch gemacht; sein zweiter galt dem Manne, der erst zu der Zeit, da er eben sein Assessorexamen bestanden, nach Kronburg gekommen, unter dem er kaum zwei Jahre gearbeitet hatte, der aber seitdem ein so warmes Interesse für ihn gezeigt, daß er ihm in erster Reihe seine schnelle Berufung nach Kronburg zu verdanken hatte.

Es war der Erste Staatsanwalt.

Volkow stand in seinem Arbeitszimmer in dem langweiligen, düsteren Gerichtsgebäude in einer der engsten Straßen der Altstadt von Kronburg.

„Womit kann ich dienen?"

Geschäftsmäßig klang es, abweisend fast — aber mit einem Male änderte sich der Klang der Stimme, und in den müden Augen leuchtete es auf.

„Ah — Herr von Bolkow! Tausendmal willkommen, lieber Kollege!"

Es war sichtbare Freude, die aus diesen Worten sprach. Aber ihr Ausdruck war matt, so matt beinahe wie der leise Schimmer von Rot, der sich über die mageren Wangen legte.

Der Mann konnte höchstens in der Mitte der Vierziger stehen; aber über seiner Gestalt wie über dem kahlen Kopfe mit der hohen Stirn und den feinen, durchgeistigten Zügen lag ein leiser Hauch des Greisenhaften; er sah aus wie jemand, der nie jung gewesen.

Bolkow hatte viel von sich erzählen müssen; der Erste Staatsanwalt hatte aufmerksam zugehört.

„Und nun bin ich gekommen, Ihnen meinen Dank zu sagen."

„Wofür? Daß ich das meine getan, Sie hierher zu rufen? Keinen Grund, mein Bester! Nicht den geringsten! Selbstsucht war's, reine Selbstsucht, wie immer bei den Juristen! Zu helfen war Ihnen nicht mehr. Da sah ich nicht ein, warum ich Sie nicht so gut haben sollte wie ein anderer! Wir brauchen hier Arbeiter und haben keine. Sie sind der geeignete

Mann — aber schade ist es doch um Sie, schade doch!"

Er hüstelte leise; es schien mehr nervöse Angewohnheit als irgend ein beängstigendes Zeichen. Die schmale, fein gepflegte Hand flog dann an den Mund, tippte einige Male an die dünnen Lippen und glitt langsam hinauf über das Gesicht bis an den kahlen Schädel, von dem sie ebenso langsam wieder über den Hinterkopf herabfiel.

„Besinnen Sie sich noch auf den Abend da draußen beim Direktor — wie heißt er doch, nun, gleichviel, ich behalte keinen Namen mehr — wir gingen beide durch die Allee zusammen nach Hause, Sie schütteten mir Ihr Herz aus und Ihren heißen Unwillen über den alten Trotzkopf, den Justizrat mit der schönen Tochter? Was sagte ich Ihnen damals? Ich sagte Ihnen: mein Freund ist der Alte gewiß nicht, so wenig wie ich der seine, im Gegenteil, ich habe die Ehre, sein geschworener Feind zu sein. Aber in dem einen hat er einmal recht, völlig recht —"

„Aber doch nicht alle Staatsanwälte —"

„Nein — bewahre, nicht alle. Das ist ja eben das Verhängnisvolle unseres Berufes: Entweder man läßt ihn an sich kommen, sieht gemächlich zu — nun, dann bleibt man eben Schreiber, elender Schreiber sein Leben lang. Dabei ist man gesund und robust und nervenstark. Oder aber: man hat dies phlegmatische Zeug nicht, man stürzt sich hinein in den Strudel, man packt an mit voller Kraft — und dann — der alte Trotzkopf hat ganz recht — es ist nichts Leichtes, immer nur das Schlechte am Menschen zu sehen und hervorzukehren, immer beschuldigen und nie entschuldigen, immer anklagen und nie vergeben! Das macht bitter und scharfig vor der Zeit! — Doch was sage ich Ihnen das alles? Sie haben auch nicht das Zeug zum Schreiber, lieber Kollege. Sie werden das einmal besser an sich erfahren, als ich es Ihnen jetzt sagen kann."

Er wollte wieder aufhüsteln, aber er kam nicht dazu, denn die Tür wurde so eilig aufgerissen, daß er erschreckt in die Höhe fuhr.

„Was ist geschehen?"

„Verzeihen, Herr Erster Staatsanwalt — aber eine Sache von sehr großer Eile —"

Der Staatsanwalt nahm das Aktenstück an sich, und während er sich mit sichtbarem Eifer darein vertiefte, erhielt sein Gesicht eine eiserne Spannung, die auch die Mundwinkel mit anzog. Seine Haltung, der Ausdruck seiner Augen und seiner Mienen, alles war mit einem Male wie verändert.

„Eine Haftsache von großer Dringlichkeit — Sie verzeihen, lieber Kollege."

Und die Feder fuhr mit einem schnellen Zuge raschelnd über das Papier.

Der Beamte war gegangen.

„Gegen wen?" fragte Bolkow.

„In der Seewalder Sache. Wir hatten es schon lange vor. Wir mußten aber erst die Ermittlungen abwarten, die der Kriminalkommissar aus Berlin angestellt hat. Jetzt aber, wo er mir eben berichtet —"

„Gegen wen?" fragte Bolkow noch immer dringender und mit einer Erregung in der Stimme, die dem andern nicht entging.

„Gegen die Pflegerin des Ermordeten."

Bolkow fuhr zusammen.

„Ist sie verdächtig?" fragte er schnell.

Der Erste Staatsanwalt zuckte mit den Achseln.

„Sonst würden wir sie nicht verhaften. Es sind seltsame Umstände; ich hatte die Verhaftung längst vor — aber eins fehlte, fehlt mir auch jetzt noch: ein greifbares Motiv. Sehen Sie, das ist eins der quälendsten Worte für uns in so vielen Fällen: das Motiv! — Aber was haben Sie, lieber Volkow? Sie sind bleich geworden."

„Es ist nichts — ich kannte die Person — ich traute ihr eine solche Tat nicht zu."

„Ich auch nicht — wahrhaftig nicht," sagte der Erste Staatsanwalt nicht ohne Wärme. „Darum habe ich ja auch so lange mit dem Antrag auf Verhaftung gezögert. Sie hat einen zu guten Eindruck auf mich gemacht. Aber notwendig ist diese Verhaftung, glauben Sie mir; das andere wird die Untersuchung lehren — und die Zeit. — Doch nun leben Sie wohl, ich muß in dieser Angelegenheit sofort zu einer Besprechung, man wartet schon auf mich."

„Herr Justizrat — welch ein Unglück!"

Es mußte die junge Frau wirklich hart angefaßt haben; sie sah abgehärmt und leidend aus, wie Niebert sich dieses Gesicht nie hätte vorstellen können. Der gefallsüchtige Zug um Augen und Mund war wie fortgeblasen und an seine Stelle eine merkliche Falte getreten.

„Es ist böse — in der Tat sehr böse!" murmelte der Rittmeister und nagte mit den Zähnen die Unterlippe.

„Aber, ich bitte Sie, meine Herrschaften, meine liebe, gute, gnädige Frau — es wird sich alles aufklären, muß sich aufklären! — Nur nicht gleich so kleinmütig und verzagt! Es ist vorläufig doch nicht der geringste Grund dazu. Ich bitte sehr, Platz zu nehmen — hier, meine Gnädige, ein Glas Wein vielleicht? — Nein, nein — Sie lieben ihn nicht, aber es gibt Zeiten . . . So bitte, Herr Rittmeister,

dort in den Sessel. Und nun, liebe gnädige Frau — nun erzählen Sie erst!"

Und sie erzählte alles, was der Justizrat längst wußte und viel besser wußte als sie. Er aber saß ihr gegenüber und hörte ihr mit einer Spannung zu, als erzählte sie ihm die unglaublichsten Neuigkeiten.

„Natürlich haben sie mich bereits vernommen, ich weiß sehr wohl, daß sie Verdacht auf mich hatten. Gottlob, es war nicht schwer, ihn zu entkräften, denn sehen Sie hier, Herr Justizrat — ich habe eine Abschrift des Testaments meines seligen Mannes mitgebracht, und die habe ich auch damals vorgelegt — hier steht es schwarz auf weiß, daß das bedeutende Kapital, das mir zur Unterhaltung des Jungen ausgesetzt war, nach seinem Tode nicht an mich, sondern — sehen Sie nur, Herr Justizrat, hier in der dritten Zeile — an eine wohltätige Anstalt fallen soll. Ich habe also durch seinen Tod keinen Vorteil, vielmehr beträchtlichen Schaden erlitten."

Niebert hatte den betreffenden Satz mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen.

„Aber ich bitte Sie, gnädigste Frau, damit ist ja auch der Schatten jedes Argwohnes verwischt! Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Sie haben doch jetzt nichts mehr zu befürchten."

„Aber die arme Anemarie — es geht mir sehr nahe."

Der Justizrat sah sie eine Weile bedeutungsvoll an. Dann stand er auf und stellte sich hart vor ihren Sessel, indem er die dicken Brillengläser fest auf ihre Augen heftete.

„Gnädige Frau," sagte er langsam und jedes Wort wägend, „Sie sind aus dem Spiele. Gott sei Dank — auch für den gierigsten Staatsanwalt bietet sich nicht die leiseste Handhabe mehr. Aber eine Frage muß ich Sie bitten, mir offen und rückhaltlos zu beantworten. Ich weiß, Sie haben von dieser Annemarie nie so viel gehalten wie wir andern alle. Halten Sie dieses Mädchen der Tat für fähig, deren sie jetzt verdächtigt wird?"

„Um Gotteswillen — niemals!"

Sie hatte es mit der größten Entschiedenheit gesagt; beteuernd hob sie die kleine behandschuhte Rechte empor.

„Was ich gegen dieses Mädchen hatte, betraf ganz andere Dinge; die maßlose Schwärmerei an ihr war mir oft unangenehm. Aber sie, die den armen Kranken geliebt und gepflegt hat, sie, die ihn nicht weinen und nicht leiden sehen konnte, sie — seine Mörderin? Herr Justizrat, ich verstehe nicht, wie man zu diesen Schlüssen kommen, sie verhaften konnte."

„Ich glaube, auch hierüber brauchen Sie sich keinerlei Sorge zu machen. Man hat sie verhaftet, man wird sie wieder gehen lassen wie die anderen alle."

„Wenn sie aber dennoch angeklagt werden sollte, würden Sie, Herr Justizrat, dann die Güte haben, ihre Verteidigung zu übernehmen? Es ist dies der Hauptgrund, der uns heute zu Ihnen führt. Wir haben noch eine längere Reise zu den Verwandten meines Bräutigams vor und wollen nicht eher fortgehen, bis wir Sie ganz sicher haben."

„Ich übernehme die Verteidigung unter allen Umständen — wenn es dazu kommen sollte. Ich wüßte keine zweite Klientin, die ich so gern verteidigte wie Ihre Annemarie!"

„Wir danken Ihnen, und nun leben Sie wohl, Herr Justizrat.“

„Ich habe die Ehre, Frau Baronin, Herr Rittmeister. Und nun Kopf hoch und hoch das Herz! Wir haben nichts zu fürchten. Wenn Sie von Ihrer Reise zurückgekehrt sind, werden Sie die Sache schon mit helleren Augen ansehen.“

„Der Herr Staatsanwalt möchten so gut sein und zum Herrn Ersten Staatsanwalt kommen — aber so bald der Herr Staatsanwalt könnten. Die Sache habe große Eile."

Bolkow reibt sich die Augen; man hat ihn mit dieser Botschaft aus dem Schlafe geweckt.

Der Morgen dämmert erst schüchtern durch den feuchten Spätherbst. Er hat gestern bis in die Nacht hinein gearbeitet. Aber freilich, der Erste Staatsanwalt hat das ja auch getan, und der sitzt jetzt schon wieder über die unersättlichen Akten gebeugt, indes er noch in den lieblichsten Träumen sich wiegt.

Doch die Botschaft war so dringend, und um Unwichtiges pflegte der Erste Staatsanwalt nicht Lärm zu schlagen.

Also vorwärts! So, noch einmal die Arme gereckt — und nun heraus!

*

„Gut, daß Sie so bald kommen, lieber Kollege. Wir haben Wichtiges miteinander zu verhandeln.

Der Erste Staatsanwalt deutete mit der Hand auf einen Stuhl. Sein Antlitz war ernster, seine Bewegungen noch gemessener als sonst.

„Also ohne Umschweife — da liegt meine Ernennung. Ich bin Oberstaatsanwalt in Kiel geworden. Ich danke, lieber Kollege, ich weiß, Sie meinen es aufrichtig. Ueberrascht hat mich die Sache weiter nicht, sie schwebte schon lange, ich habe alles vorbereitet. Doch nun zur Hauptsache: Unser großer Prozeß! Ich muß meine neue Stellung Ende nächsten Monats antreten. Bleibt also die Seewalder Sache, die ich nicht mehr führen kann."

Er machte eine kurze Pause und hüstelte leise.

„Die Sache ist unendlich ernst und wichtig.

Sie wissen es so gut wie ich. Alles, worüber wir noch im Dunklen tappen, wird die Verhandlung lichten — so oder so! Aber der Ankläger hat diesmal einen schweren Posten. Ich würde ihn nicht verlassen, wenn ich nicht einen Vertreter gefunden hätte, dem ich die Sache mit unbegrenztem Vertrauen übergeben kann. Und dieser Vertreter sind Sie, Herr von Bolkow."

Bolkow erwiderte kein Wort. Aber über die markigen Züge flog ein Zittern, und das Blut stieg in heißen Wellen in das ernste Antlitz.

„Sie haben die ganze Sache von Anfang an mit mir gemeinsam bearbeitet. Ich wußte wohl, warum ich nichts ohne Sie tat. Ich habe dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie ihr gewachsen sein werden, trotz Ihrer Jugend und geringen Uebung — ich will keinen anderen als Sie!"

„Ich danke Ihnen."

„Ich weiß, daß der Justizrat Niebert einer

der gewandtesten und für junge Anfänger gefährlichsten Verteidiger ist. Ich weiß zugleich, daß Sie zu diesem Manne in einem Verhältnis stehen, dessen Spannung durch diesen Prozeß, in dem Sie ihm als Ankläger gegenüberstehen, vielleicht noch größer, wenn nicht unheilbar werden kann. Ich habe mir das alles gesagt, mich gefragt, ob ich überhaupt ein Recht habe, diesen schmerzlichen Konflikt eigenmächtig und mit vollem Bewußtsein in Ihr junges Leben hineinzutragen, Ihr Glück vielleicht zu vernichten. Aber — ich spreche offen zu Ihnen — ich habe auf alle diese Fragen nur eine Antwort gefunden: Es muß sein! Wer ein Amt übernimmt, der darf in seinem Dienste nicht nach persönlichem Glück, nach eigener Ruhe fragen. Die Pflicht ist sein Glück und seine Ruhe. Und die Pflicht, Herr von Bolkow, ruft Sie. Kein anderer der Staatsanwälte hier ist dem Falle gewachsen. Sie müssen in den Kampf. Ich kann ihn Ihnen nicht ersparen."

„Und ich will hinein! Und ich danke Ihnen für Ihr großes Vertrauen, Herr Erster Staatsanwalt; ich werde es zu rechtfertigen suchen."

Er hatte es mit fester Stimme gesagt. Feierlich klang jedes Wort, wie ein Gelübde.

„Ich weiß es. Und Gott mit Ihnen, mein lieber junger Freund!"

Ein warmer Händedruck, dann war Bolkow entlassen.

Am Richtertische ist es noch leer. Ihm gegenüber ist eine Tafel aufgestellt, auf der, in größerem Maßestabe ausgeführt, eine Skizze des „Mordzimmers", wie es allgemein im Volksmunde heißt, sowie ein genauer Lageplan des Grundstücks der Pension Falke angeheftet sind. —

Wie die Zeit schleicht! Noch eine Viertelstunde bis zum Beginn der Verhandlung; sie dünkt eine Ewigkeit. Man kann die Eröffnung des Prozesses nicht erwarten.

Endlich! Der Gerichtshof versammelt sich. Der Vorsitzende, der bis dahin im dunklen Hintergrunde mit einem Kollegen geplaudert hat, tritt an seinen Platz; die beiden Beisitzer folgen ihm.

Jetzt erscheinen auch die Verteidiger, Justizrat Niebert und der berühmte Verteidiger aus Leipzig, auf den man mit besonderem Interesse gewartet hatte. Die lebhaften Augen, das

freundliche, siegessichere Lächeln, das um die feingeschwungenen Lippen spielt, gewinnen ihm sofort die Zuneigung des Publikums.

„Der wird's machen! Und reden kann er! Ich habe ihn einmal in Berlin gehört. Alle haben sie geweint, und der Angeklagte wurde freigesprochen und tat's nachher gleich noch einmal. Aber seht — da kommt der Staatsanwalt!"

Doch die Aufmerksamkeit wendet sich bald von Bolkow fort.

Eine Bewegung geht durch die Reihen; sie teilt sich den Geschworenen mit, sie zuckt über die Richtersitze, sie steht auf aller Mienen geschrieben, funkelt aus aller Augen. Totenstille herrscht im weiten Saale, alles hält den Atem an.

Annemarie ist auf der Anklagebank erschienen.

Sie ist einfach gekleidet, wie immer. Schwarz ist die anschließende Winterjacke über dem dunklen Kleide, schwarz der schmucklose Hut über dem glattgescheitelten, bläulich

leuchtenden Haar. Die große, schlanke Figur ist hoch aufgerichtet, in ihrer geraden Haltung liegt eine gewisse Hoheit. Aber ihr Antlitz ist bleicher denn je, und in dieser Blässe treten die Züge um so schärfer hervor.

Die Geschworenen sind ausgelost, die Zeugen aufgerufen, die Sachverständigen haben neben den Sitzen der Verteidiger Platz genommen.

Mit ernster, jedes Wort wägender Stimme beginnt der Vorsitzende die Ermahnung der Zeugen.

„Wir stehen vor einem sehr ernsten Prozesse, vor einem Falle, so schwierig, wie er den Gerichtshof selten beschäftigt hat; nicht leicht wird diesmal das Urteil zu finden sein. Große Erregung hat die ganze Einwohnerschaft von Seewald, unserer Vaterstadt, ja weit über ihre und der Provinz Grenzen hinaus alle Herzen ergriffen und spielt hinein in diese Verhandlung. Aufregung und Erregung aber sind die größten Feinde einer genauen Erinnerung. Gerade diejenigen, die am Ort der Tat anwesend waren, sind naturgemäß am meisten

von dieser Erregung ergriffen und der Gefahr einer Täuschung ausgesetzt. Es ist über den Fall überall gesprochen worden, er war das Tagesgespräch bis zu diesem Tage. Auch dadurch wird die Erinnerung getrübt. Man bildet sich vielleicht ein, selbst gehört und gesehen zu haben, was man erst durch andere erfahren, und woraus man sich dann ein Urteil gebildet hat, das man möglicherweise geneigt ist, für Selbsterfahrenes zu halten. Also Vorsicht! Vorsicht — aber nicht Zaghaftigkeit! Sie dürfen nicht ängstlich sein. Sie müssen alles sagen, was Sie wissen, auch das, was Ihnen vielleicht erst nachher, nach Ihrer ersten Vernehmung eingefallen ist. Nichts ist unerheblich in diesem Falle. Sagen Sie alles, und das Gericht wird darüber entscheiden, was wichtig ist und was nicht. Nehmen Sie sich das, was ich gesagt habe, recht zu Herzen!" —

Nun erhebt sich der Gerichtsschreiber und liest mit lauter Stimme:

„Auf Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft wird gegen die unverehelichte Annemarie Loose aus Bladau, zurzeit in Unter-

suchungshaft, die dringend verdächtig ist, in der Nacht vom siebenten zum achten Juli in Seewald in der Pension Falke vorsätzlich den Freiherrn Alfred von Türck getötet und diese Tötung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben, indem sie ihm, während er schlief, das Herz durchbohrte, das Hauptverfahren vor dem Königlichen Schwurgericht zu Kronburg eröffnet."

Die Angeklagte hat mit keiner Miene gezuckt. Der Vorsitzende wendet sich zu ihr:

„Sie hören, wessen Sie angeklagt sind. Die Herren, die Sie hier vor sich sehen, sind dazu berufen, über Sie zu richten. Es ist Ihre Sache, hier alles anzuführen, was zu Ihrer Entlastung dient, und alle Tatsachen vorzubringen, die zu Ihren Gunsten sprechen. Bekennen Sie sich schuldig?"

„Nein."

„Wollen Sie sich erklären und sich über die Tat aussprechen?"

„Ja."

Sie gibt eine kurze Darstellung der Vorgänge in der Nacht vom siebenten zum achten

Juli: wie die gnädige Frau mit ihrem Herrn Bräutigam zur Abendunterhaltung ins Kurhaus gegangen sei und sie ihr noch beim Anziehen geholfen habe, wie sie dann den Alfred um zehn Uhr zu Bette gebracht und bald darauf ihr eigenes Lager aufgesucht habe.

Es sei an dem Tage sehr heiß gewesen, und da sie gewußt habe, daß im Treppenhause die Fenster offenstanden, so habe sie die Tür, die zum Flur führt, geöffnet, um frische Luft in das Zimmer zu lassen. Da aber Alfred offenstehende Türen nicht leiden kann, so habe sie die Tür nur halb geöffnet, so daß er von seinem Lager aus die Tür nicht durch die Oeffnung sehen konnte.

Wie lange sie geschlafen habe, vermöge sie nicht anzugeben. Sie wisse jetzt überhaupt nicht mehr viel zu sagen — nur daß sie plötzlich durch einen Schlag auf den Kopf aufgeweckt und daß es ihr da gewesen sei, als ob etwas vor ihrem Bett stehe und sich mit affenartiger Geschwindigkeit entferne.

Sie habe nun schnell Licht gemacht und gesehen, daß Alfred blutend in seinem Bette lag.

Jetzt habe sie erst gemerkt, daß sie selber verwundet sei.

Nun sei auch die Freifrau gekommen. Die habe sich laut weinend über das Bett geworfen und gerufen: „Was ist mit meinem Sohne geschehen? Wer hat mir das angetan?"

Inzwischen sei es lebendig im Hause geworden; auch Frau Lorenz, die Wirtin, sei gekommen. Sie selber aber sei zum Arzt gegangen; der habe sofort ihre Wunden verbunden und genäht. Sie habe ihn gefragt, ob das Schnittwunden seien, und er habe es bejaht. Dann sei er mit ihr in das Pensionat gegangen und habe den Tod des armen Alfred festgestellt. Bald darauf sei eine Frau erschienen, die habe das Bett abgenommen und die Stube aufgewischt. Von ihr sei dieser Vorschlag nicht ausgegangen.

Sie hat das alles fließend und ohne wesentliche Unterbrechung erzählt. Nur einige Male hat sie einen Augenblick gestockt, gleich, als müsse sie ihr Gedächtnis erst zu Hilfe rufen. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist dabei so ruhig wie ihre Worte. Ihre dunklen Augen unter

den dicht gezeichneten Brauen sehen niemals aufwärts noch seitwärts; sie bleiben beharrlich auf einen Punkt geheftet und geben der ganzen Erscheinung etwas Starres, Statuenartiges.

„Werden Sie uns nun die Fragen beantworten, die wir Ihnen stellen werden?" fragt der Vorsitzende. „Sie haben uns gesagt, Sie wissen nicht, wie die Tat geschehen sei. Haben Sie vielleicht auf jemand Verdacht?"

„Nein."

„Verdacht haben Sie also auf keinen?! Wir werden noch heute einen Lokaltermin in Seewald halten, um dort die Oertlichkeit genau zu besichtigen. Dabei wird es einem unverständlich erscheinen, wie sich ein Mensch bei Nacht in dieses Zimmer schleichen soll, nur um einen armen Geisteskranken zu töten. Was sagen Sie dazu?"

Die Angeklagte schweigt.

„Was nun Ihre eigenen Wunden anbetrifft," fährt der Vorsitzende fort, „so ist es wunderbar, daß sie so oberflächlich sind. Können Sie sich denken, was für einen Verdacht die Anklage hat?"

„Nein."

„Nun, er liegt auf der Hand. Daß Sie sich die Wunden selbst beigebracht haben."

Der Statsanwalt sieht auf. Forschend ruht sein strenger Blick auf den Augen der Angeklagten. Aber ihre Wimpern schatten sich nur tiefer hinab, und mit einer Ruhe, die alle bewundern, antwortet sie:

„Ich habe mir keine Wunden beigebracht. Ich bin verwundet worden."

Immer eindringender vernimmt sie der Vorsitzende, auf immer neue Verdachtsmomente weist er hin.

„Was sagen Sie, daß man nirgends ein Messer gefunden hat?"

„Ich weiß es nicht."

„Und daß man seit der Nacht in der Pension Falke ein Messer vermißt?"

„Ein Messer kann leicht fortkommen."

So greift die Verhandlung fort. Die Verteidiger werfen ihre Fragen und Erläuterungen dazwischen, auch die Beisitzer oder einer der Geschworenen verlangen dann und wann eine Auskunft.

Annemarie steht in unveränderter Haltung, die dunklen Augen noch immer zu Boden gesenkt. Ihre Antworten sind kurz und bestimmt, meist kommen sie ohne Zögern von den Lippen.

Am Nachmittag findet der von dem Vorsitzenden festgesetzte Lokaltermin in Seewald statt.

Im Pensionat Falke versammelt sich das gesamte Schwurgericht. In der früheren Wohnung der Freifrau tritt man zur Sitzung zusammen.

Das Mordzimmer liegt unmittelbar neben dem Empfang- und Schlafzimmer der Freifrau.

Es ist klein und eng. Das Bett, in dem der junge Freiherr geschlafen, steht etwas von dem breiten, hohen Fenster ab. Es ist ein gepolstertes Patentbett, das sich bei Tage als Sofa oder Ruhebett benutzen läßt. Das Bett der Wärterin befindet sich dicht an der Wand. Neben dem Kopfende dieses Bettes steht eine Waschschüssel, vor dem Bette des Ermordeten ist ein Stuhl aufgestellt, und zwar steht er zwischen

Bett und Kleiderspind derartig, daß zwar die Tür vom Flur geöffnet werden kann, daß es aber schwer erklärlich erscheint, wie sich ein Fremder an ihm vorbei an das Kopfende des Bettes des Freiherrn zwischen diesem und dem Bette der Wärterin hindurchgezwängt haben soll.

Auch der Rückzug durch das Fenster auf den Balkon und von dort durch einen Sprung ins Freie erscheint nicht wahrscheinlich. Nicht die geringsten Spuren sind von dem Sohne der Wirtin, der sofort, nachdem die Tat ruchbar geworden, einen Rundgang um das Haus angetreten, im Kies oder im Rasen unterhalb des Balkons bemerkt worden. Auch der Efeu außen an der Wand des Balkons und das dichte Farrenkraut an seinem Fuße sind in bester Ordnung gewesen.

Nach dieser eingehenden Verhandlung am Tatorte steht dem Staatsanwalte eins fest:

Ein Fremder, der durch Fenster oder Tür eingestiegen ist, hat den Mord nicht vollbracht. Der Mörder ist nur im eigenen Hause zu

suchen. Diejenigen Persönlichkeiten, die in jener Nacht im Pensionat Falke gewohnt haben, stehen außerhalb jedes Verdachtes. Die Freifrau und ihr Bräutigam sind nicht im Hause gewesen, und ein von ihnen gedungener Mörder hätte zweifellos die eng aneinander gestellten Sachen berühren und die Wärterin wecken müssen.

Was also bleibt?

Nur eine einzige, letzte Folge!

Hat er bisher die Täterschaft Annemaries in Erwägung gezogen, ohne mit ganzem Ernste an sie zu glauben, so bohrt sich dieser Gedanke jetzt in seinem Kopfe fest und wird zur unumstößlichen Idee:

Sie ist es gewesen und kein anderer!

Der dritte Verhandlungstag ist gekommen. Die Angeklagte ist heute bleicher denn je; etwas Abgespanntes und Müdes liegt auf ihrer Erscheinung und spricht aus ihren Worten.

Der Vorsitzende hat eine Reihe von Zeugen vernommen. Die Angeklagte ist der Verhandlung mit geringerer Anteilnahme gefolgt als an den vorhergehenden Tagen.

Mit einem Male wendet sich der Vorsitzende zu ihr.

„Sie haben den Ermordeten sehr lieb gehabt?"

Kaum hat er die Frage gestellt, da sinkt das Haupt der Angeklagten tief auf die Brust herab. Als sie es wieder erhebt, erblickt man auf ihm die Spuren einer heftigen Erregung.

„Sehr lieb!" sagt sie mit erstickter Stimme.

Ihr Auge schwimmt in Tränen, ein Zittern läuft über den schlanken Körper. So gewalt-

sam sie auch gegen ihre Erregung ankämpft, um ihre Ruhe und Beherrschung ist es geschehen.

Eine stürmische Bewegung geht durch die Reihen der Zuhörer.

Nur der Staatsanwalt blickt ruhig und gelassen auf all die wogende Erregung, in seinem Antlitz zeigt sich nicht der leiseste Schatten einer Bewegung.

„Sie hatten es mit dem Ermordeten schwer?" setzt der Vorsitzende seine Verhandlung fort.

„Gar nicht schwer. Er war stets folgsam und willig."

„War Ihnen die Art, die seine Bedienung erforderte, nicht oft widerwillig?"

„Ich habe nie daran gedacht. Man muß einem armen Kranken Gutes tun."

„Wie lange haben Sie ihn bedient?"

„Fast zehn Jahre."

„Es war ein großes Opfer von Ihnen?"

„Es war meine Pflicht — er hatte ja niemand."

„Er hatte eine Mutter."

„Eine Stiefmutter — aber die liebte ihn nicht."

„In welchem Verhältnis standen Sie zu dieser Stiefmutter?"

Die Angeklagte schweigt.

In diesem Augenblicke erhebt sich der Staatsanwalt.

„Ich muß über einen Punkt Aufschluß von der Angeklagten fordern. — Die Angeklagte stand stets in einem kühlen, fast schroffen Verhältnis zu ihrer Herrin. Plötzlich änderte sich dies, die Angeklagte und ihre Herrin verkehrten freundschaftlich und vertraulich miteinander. Ich wünsche, daß die Angeklagte über diese seltsame Veränderung, für die ich Zeugen stellen kann, Aufklärung gibt."

„Die Freifrau wurde, kurz nachdem sie mir gekündigt hatte, sehr liebenswürdig. Zudem —"

„Zudem?"

„Zudem hatte ich noch immer die Hoffnung, sie würde mir den Alfred mit in meine Heimat geben."

„Ich bedaure, mich mit diesen Erklärungen

nicht zufrieden geben zu können," sagt der Staatsanwalt, „ich beantrage vielmehr die sofortige Vernehmung der Freifrau von Türck über diese Sache."

Dem Antrag wird Folge geleistet, der betreffende Satz aus dem Testamente des alten Freiherrn, nach dem im Falle des Ablebens seines unglücklichen Sohnes das ganze für ihn hinterlassene Vermögen nebst Zinsen auf eine wohltätige Anstalt und nicht auf die Mutter übergehen soll, wird noch einmal verlesen. Sie sei beinahe um die Hälfte ihres Besitzes durch diesen Tod gekommen, wie man nur auf den Gedanken verfallen könne, ihr eine Schuld an diesem beizumessen? Ein Geheimnis oder gar vertrauliches Einverständnis zwischen ihr und der Wärterin habe nie bestanden. Ahnungslos sei sie in der heitersten Stimmung aus dem Kurhause heimgekommen, als Annemarie ihr das Furchtbare erzählt habe —"

„Hatten Sie da auf niemand Verdacht?"

„Ja — sofort!" antwortete die Freifrau schnell und entschieden.

„Auf wen?"

„Auf den Dachdecker Hock."

„Haben Sie den Verdacht noch?"

„Ja!"

Und nun das schöne Auge mit einem vollen Blicke auf den Staatsanwalt richtend, aus dem der mühsam gezügelte Haß in hellen Flammen emporzüngelt:

„Dieser Dachdecker Hock hat meinen Sohn ermordet und kein anderer, des bin ich gewiß! Es ist mir ein unlösbares Rätsel geblieben bis zu diesem Tage, wie der Herr Staatsanwalt statt des offenbaren Mörders ein unschuldiges Mädchen hier verklagen darf —"

„Eine Kritik des Herrn Staatsanwalts und dessen, was er tut, steht Ihnen ganz und gar nicht zu," unterbricht sie der Vorsitzende streng. „Sagen Sie uns lieber, womit Sie Ihren Verdacht auf den Dachdecker Hock begründen wollen."

„Womit?! — Mit all den Einbrüchen, die er getan hat in unserer unmittelbarsten Nähe, mit der Tatsache, daß er in der Mordnacht nicht zu

Hause gewesen ist, mit der Aussage Annemaries, die sie sofort mit aller Bestimmtheit nach dem Morde getan und die sie bis heute aufrecht erhalten hat —"

„Mit welcher Aussage?"

„Daß sie ganz deutlich gesehen hat, wie etwas mit affenartiger Geschwindigkeit durch das Zimmer gehuscht sei. So ist es auch bei den anderen Einbrüchen in Seewald gewesen."

„Man hat den Dachdecker Hock verhaftet, ihm aber nichts nachweisen können."

„Es wird noch an den Tag kommen."

„Darüber haben wir hier nicht zu rechten. — Also auf die Angeklagte haben Sie nie einen Verdacht gehabt?"

„Auch nicht einen Augenblick. Sie hat den Alfred geliebt und gepflegt, als ob er ihr eignes Kind gewesen wäre, sie hat ihm jeden Wunsch erfüllt, den sie ihm von den Augen ablesen konnte. Auch den Gedanken nur, daß sie ihm etwas Böses tun könnte, muß ich zurückweisen. Sie hat ihn eingekleidet für den Sarg, die Blumen hat sie ihm hineingelegt, kein

Fremder durfte seine Leiche berühren; sie hat über dieser Leiche geweint und geschluchzt, wie ich nie einen Menschen habe weinen sehen. Und eine Schauspielerin ist Annemarie nie gewesen."

Eine wachsende Bewegung ist während der Worte der Freifrau durch den Saal gegangen, selbst die Geschworenen scheinen ergriffen.

Nur der Staatsanwalt sieht noch immer ohne die Spur einer Erregung auf die Angeklagte, die strengen Züge haben einen fast eisernen Ausdruck erhalten.

„Ich habe noch eine Frage an die Zeugin zu richten. Es war der Herzenswunsch der Angeklagten, ihren Pflegling mit in ihre Heimat zu nehmen. Ist das der Zeugin bekannt?"

„Jawohl."

„Wie verhielt sich die Zeugin der Bitte gegenüber?"

Die Freifrau bekämpft eine leise Verlegenheit.

„Muß ich dem Herrn Staatsanwalt auf all

diese Fragen hier Rede stehen?" wendet sie sich schließlich an den Vorsitzenden.

„Das müssen Sie."

„Nun — ich war anfangs sehr dagegen. Als ich aber gesehen, wie sehr Annemarie an der Erfüllung dieses ihres Herzenswunsches gelegen, habe ich mit meinem Bräutigam gesprochen und versucht, seine Bedenken zu überwinden."

„Gelang Ihnen das?"

„Zum Teile ja."

„Was sagten Sie der Angeklagten?"

„Ich machte ihr Hoffnung, daß ihr Wunsch erfüllt würde."

„Wie nahm die Angeklagte dies auf?"

„Sie war unbeschreiblich glücklich."

„Wann machten Sie ihr diese Mitteilung?"

„Am Abend, bevor der furchtbare Mord geschah."

In diesem Augenblick erhebt sich der berühmte Verteidiger.

„Ich erlaube mir schon jetzt, meine Herren Geschworenen, Ihr Augenmerk recht eindring-

lich auf diesen Punkt zu richten; denn ich werde später ganz besonders auf ihn eingehen. Die Angeklagte hat den einen Herzenswunsch, ihren armen Pflegling mit in die Heimat zu nehmen Die Freifrau teilt ihr des Abends mit, daß sie ihr diesen Wunsch erfüllen wird. Die Angeklagte ist unbeschreiblich glücklich. Einige Stunden darauf geschieht der furchtbare Mord. Ich wüßte nicht, was in der ganzen Welt die Tat der Angeklagten unbegreiflicher machen sollte, als diese unmittelbare Folge der vorhergehenden Ereignisse."

Und wahrlich — immer unverständlicher, immer dunkler wird die Angelegenheit. Je weiter die Verhandlung fortschreitet, um so größer wird das Rätsel, vor dem man steht.

Es macht einen ergreifenden Eindruck, als ein Zeuge aus ihrer Heimat, ein biederer Fischer, der aus seinem kleinen Dorfe an der Nordsee von der Verteidigung hierher geladen ist, die Angeklagte eine Zeitlang betrachtet und dann, wie überwältigt, in die Worte ausbricht:

„Was, unsere Annemarie, die Wohltäterin der ganzen Familie, sie, die ihren geringen Lohn

für Mutter und Verwandte hingab, die kein Huhn schlachten konnte, sie eine Mörderin?! Das ist unmöglich!"

„Es gibt wohl kaum einen Menschen auf der ganzen Welt, dem Sie die Tat weniger zutrauen als diesem Mädchen?" fragt der Justizrat.

„Ich kenne keinen."

Die Verhandlungen neigen sich ihrem Ende entgegen. Die Vernehmungen der Sachverständigen über die eigenen Wunden der Angeklagten sind so erfolglos verlaufen wie alles andere in diesem wunderbaren Prozeß.

Die Angeklagte hat das Jackett ablegen und das schwarze Kleid bis fast an die Brust heran öffnen müssen. Und während sie ihnen nun gegenüberstand · wie ein Opferlamm, lautlos, ohne Bewegung — nur in den sonst so bleichen Zügen das Rot einer glühenden Scham, haben sie an ihr herumgezirkelt und getastet, ohne jedes Gefühl für ihre Empfindungen, einer immer haarkleiner und genauer als der andere. Und immer haarkleiner und genauer hat einer nach dem anderen seine Ergebnisse auseinandergesetzt, die ihn unter dem Ausdruck seiner ganz besonderen Hochachtung vor den Ergebnissen seines sehr geschätzten

Herrn Kollegen im Grunde stets zu den entgegengesetzten Folgerungen geführt.

Morgen soll noch die Vernehmung des von der Verteidigung geladenen Dienstmädchens und die des Dachdeckers Hock stattfinden, unmittelbar darauf soll der Staatsanwalt sein Plaidoyer beginnen.

Er soll sein Plaidoyer beginnen!

Müde, zermartert kommt Bolkow nach Hause. Auch diese letzte Verhandlung mit den Sachverständigen hat nichts Ungünstiges für die Angeklagte ergeben. Nicht nur die große Zuhörerschaft und die Verteidiger, seine Kollegen, die Geschworenen alle ohne Ausnahme sind von ihrer Unschuld überzeugt — warum er nicht? Warum steht er allein unter den Tausenden?

Allein! Er hat sich sein Leben lang von den Menschen zurückgezogen, immer mehr für sich gelebt.

Aber jetzt?!

Allein stehen in einer felsenfesten Ueberzeugung, die anderen wie ein Wahn erscheint, sie in der Oeffentlichkeit mit noch wenig geübten Kräften vertreten sollen, nicht nur gegen zwei Verteidiger wie den gewandten Justizrat und

seinen berühmten Kollegen — nein, gegen die heilige Ueberzeugung des ganzen Gerichtshofes, der ältesten, würdigsten Männer unter den Geschworenen — das ist so leicht nicht, wie er geglaubt — auch für ihn nicht!

Und warum alle diese Qual — warum steht er allein?!

Wenn er doch irrt? Wenn er sich in diesen trotzigen Wahn hineingearbeitet mit eigensinniger, krankhafter Geschäftigkeit?

Ein Wort zuckt durch seinen Kopf, das ihn beschäftigt und gemartert die ganze Zeit dieses Prozesses hindurch, das jedesmal in seinem Innern sich erhoben, sowie er von der Schuld der Angeklagten sich überzeugt geglaubt.

Das Motiv heißt dieses Wort.

Das Motiv! Welches Motiv in aller Welt soll die Angeklagte zu ihrer furchtbaren Tat getrieben haben?!

„Das Motiv — sehen Sie, das ist eins der quälendsten Worte für uns in so vielen Fällen," hat damals der Erste Staatsanwalt zu ihm gesagt.

Wie tausendmal hat er an dieses Wort denken müssen den ganzen Prozeß hindurch, wie tausendmal seine Wahrheit an sich erfahren!

„Herr Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt! Eine Dame — eine ganz junge, feine Dame! Darf ich sie einlassen?"

Volkow kommt nicht zur Antwort, eine klangvolle Stimme schneidet sie ihm ab.

„Gehen Sie nur, liebe Frau, der Herr Staatsanwalt wird mich empfangen, wir sind alte Bekannte."

„Gerda!"

„Ich mußte kommen."

Sie braucht nicht mehr zu sagen. In ihrer Erscheinung und ihrem Wesen liegt keine Spur von Befangenheit. Sie gehört nicht zu den kleinen, ärmlichen Naturen, die Prüderie und Herkommen auch dann noch gelten lassen, wenn Pflicht und Gewissen sprechen.

„Ich hielt es nicht länger aus. Der Vater, die Mutter, der fremde Gast aus Leipzig, alles gegen dich! Tag und Nacht nichts weiter zu hören als die schwersten Anklagen wider dich."

„Laß sie," erwidert er leise lächelnd, „laß sie alle, alle gegen mich sich verbinden, Klage auf Klage häufen wider meine Hartnäckigkeit, meinen Eigensinn oder wie sie es nennen wollen — wenn du mich nur verstehst! O Gerda, du glaubst gar nicht, wie gleichgültig mir alles das geworden von diesem Augenblick an, wo du zu mir kommst, mir zu sagen, daß du auf meiner Seite bist, daß du mich verstehst — nicht wahr, Gerda, deshalb bist du gekommen?!"

Das Mitleid auf dem schönen Mädchenantlitz ist in Traurigkeit übergegangen, die mit jedem Worte, das er spricht, tiefer wird. Und während sein Auge in neu gewonnenem Glück das ihre sucht, sieht sie ihn so leidvoll an, daß er erschreckt innehält.

„Gerda — auch du nicht?! — Auch du nicht, Gerda?!"

Es hat ihn hart angefaßt, viel härter als alles andere. Jetzt erst weiß er, daß er allein ist, ganz allein —

Sie hat eine Weile lang vergeblich nach Worten gerungen.

„Deshalb gerade bin ich gekommen," sagt sie endlich und ergreift seine Hand, „ich mußte dich sprechen! Es ist vielleicht das letzte Mal —"

Es ist um ihre Kraft geschehen. Sie sinkt an seine Brust und weint wie ein Kind.

„Das letzte Mal?! Gerda, ich verstehe deine Worte nicht."

Sie sucht sich zu fassen.

„Als der Vater heute aus der Sitzung kam, rief er mich in sein Zimmer. Er sprach mit heftigen, maßlosen Worten über dich und dein Verhalten. Dann las er mir einen Brief vor, den er eben an seine Schwester nach Wien geschrieben und in dem er ihr mit kurzen Worten mitteilte, daß es ihm aus zwingenden Gründen geboten erschiene, mich von hier zu entfernen, er bäte sie, mich für längere Zeit bei sich aufzunehmen."

Bolkow ist bleich geworden.

„Was soll ich tun?! So sage es doch, Gerda, und ich will es tun."

„Ich weiß es nicht." Und dann, nach einer längeren Pause:

„Vater hat eine Bedingung gestellt."

„Die Bedingung — sage sie, Gerda!"

„Daß du die Anklage fallen läßt."

„Fallen lassen — die Anklage?!" fragt er mit schwerer, stockender Stimme. „Aber verstehst du mich denn nicht, Gerda, verstehst du nicht, daß ich nicht anders kann, daß es meine Ueberzeugung ist, meine heilige, feste Ueberzeugung?! Mich selbst belügen, fahnenflüchtig werden im heißesten Augenblick — Gerda, du wärest die erste, die über diese Untreue niemals hinwegkäme!" Und dann nach einer Pause:

„O, wenn du wüßtest, Gerda, wie ich gekämpft habe und gerungen alle diese Tage hindurch um diese eine Frage: Ist sie es gewesen oder nicht? Wie ich tausendmal alles das erwogen und hin und her überlegt habe, was du mir heute entgegenhalten könntest. Aber je mehr ich kämpfe und wäge, um so fester und unerschütterlicher steht eins vor meiner Seele: Sie und keine andere!"

„Und welches Motiv," fällt sie ihm schnell in die Rede, „sag mir dies Eine nur — welches

Motiv sollte sie zu einer so furchtbaren Tat getrieben haben?"

Er zuckt zusammen, als ihm auch von ihren Lippen das verhängnisvolle Wort entgegentönt.

„Wir werden es finden," erwiderte er dann gefaßt . . . „verlaß dich darauf! Das Menschenherz ist so leicht nicht zu ergründen, wie ihr alle glaubt . . . es ist abgrundtief. Ich habe es erfahren, daß gerade die schwersten Verbrechen von denen verübt werden, denen wir sie niemals zugetraut hätten."

„Du könntest irren —"

„Ich könnte es, wenn nicht ein Argument hinzuträte, das wichtigste fast und von überzeugender Beweiskraft: das Fehlen jedes Objekts am Tatorte."

„Du meinst das unselige Messer —"

„Das meine ich. Ein Mörder, der in so rasender Eile diese Tat beging, hätte das Messer in dem Herzen des Kranken stecken gelassen oder irgendwo von sich geworfen, das ist zweifellos."

Ein stürmisches Pochen an die Tür, die pustende Wirtin rücksichtslos beiseite schiebend, stürzt ein Bote in das Zimmer.

„Herr Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt — Sie haben's!"

„Was haben sie?"

„Das Messer, Herr Staatsanwalt — sie haben's gefunden!" . . .

Regungslos steht Bolkow.

„Gefunden?!" fragt er endlich mit schwerer Zunge — „Bei wem?"

„Beim Dachdecker Hock — es ist das richtige!"

„Wann hat man das Messer gefunden?"

„Vor einer kleinen Stunde — bei der Haussuchung, Herr Staatsanwalt, die man beim Dachdecker Hock vorgenommen hat."

„Und in der Pension ist es als das fehlende erkannt?"

„Jawohl, Herr Staatsanwalt."

„Von wem?"

„Von der Wirtin selbst."

Gerda eilt auf Bolkow zu und hält ihm die beiden kleinen Hände entgegen, ihre Augen leuchten.

„Gott sei Lob und Dank! Jetzt will ich wieder hoffen und mich freuen! Nun wird alles, alles gut werden."

„Es kann alles gut werden — es kann, Gerda!"

Er ist ernst geblieben und gemessen wie immer. Nur um den Mund zuckt es in mühsam verhaltener Bewegung . . .

Erst unten auf der Straße trennen sie sich mit einem zärtlichen Händedruck. Sie geht eilenden Schritts der nahen Wohnung der Eltern zu. Er aber steigt in einen Wagen, gibt dem Kutscher die Wohnung des Untersuchungsrichters an und verspricht ihm die dreifache Taxe, wenn er so schnell fährt, wie die abgetriebenen Pferde nur laufen können.

„Habt ihr's gehört?! Sie haben ihn! Endlich haben sie ihn gefaßt, den schändlichen Kerl! Das Messer hatte er im Stalle vergraben, hätte da ruhig verrosten können, wenn nicht der Justizrat Lunke gerochen hätte. Dem haben wir's zu verdanken! Na, und dem Leipziger! Der hat auch sein Teil dazu getan. Ist überhaupt ein heller Kopf, dieser Leipziger! Die arme Annemarie! Na, nun ist sie aber endlich erlöst! Wie die sich freuen wird! Diese Qualen, die sie hat ausstehen müssen! Hat ihr alles der Herr Staatsanwalt eingebrockt! Was der nun für ein Gesicht machen wird! Ich danke, er hat sich gewaltig blamiert! Und wie er nun zu Kreuze kriegen muß, der kluge Besserwisser! — Pst — da kommt er! Sieht aus, als habe er heute zum Frühstück Tinte gehabt. Aber recht ist ihm — tausendmal

recht! Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!"

Die Erregung hat sich immer wachsend von dem Platz vor dem Gerichtsgebäude die Flure hindurch bis in die Zuhörerräume verpflanzt, schwirrt und brandet in heißen Wogen durch den Saal.

Annemarie ist auf der Anklagebank erschienen. Ob sie noch nichts weiß von dem, was über Nacht sich ereignet?! Sie sieht so gleichmütig darein wie immer während der ganzen Verhandlung. Der geradezu finstere Zug, der über ihren Augen liegt, will auch jetzt noch nicht weichen, als der Justizrat auf sie zuschreitet und in freudiger Erregung auf sie einspricht.

Der Vorsitzende eröffnet die Verhandlung. Auf Veranlassung der Verteidigung wird sofort zur Vernehmung des Dienstmädchens geschritten, das in einer der vorhergehenden Nächte wie in der Mordnacht selber einen Mann beobachtet haben will, der an dem Fenster des von ihrer Herrschaft bewohnten und ganz in der Nähe des Pensionats Falke gelegenen Hauses Einsteigversuche gemacht hat.

„Wie sah der Mann aus?" fragt der Vorsitzende die Zeugin.

„Er hatte einen spitzen, dünnen Bart und trug helle Hosen — mehr weiß ich nicht."

„Wissen Sie, daß sich der Vorfall in der Mordnacht und nicht vielleicht in einer anderen Nacht zugetragen hat?"

„Es war in der Mordnacht."

„Darauf besinnen Sie sich genau?"

„Ganz genau."

„Getrauen Sie sich den Mann wiederzuerkennen, wenn er jetzt vor Sie träte?"

„Ich glaube ja — sicher würde ich ihn am Gang erkennen."

„So kommen Sie hierher, Zeugin — setzen Sie sich nach vorne, die Augen fest auf jene Tür gerichtet. Passen Sie auf, welcher Mann jetzt hereinkommt. Ich werde ihn bis an die Anklagebank gehen lassen — vielleicht erkennen Sie ihn am Gange. — Rufen Sie den Dachdecker Hock herein!"

Atemlose Spannung ist diesen Worten gefolgt — nichts hört man im weiten Saale, als

das leise, ächzende Knarren der großen Tür, die der Gerichtsdiener öffnet. Herein tritt mit spitzem dünnem Bart und hellen Hosen ein Mann im Anfange der Dreißiger Jahre. Der Ausdruck seines blassen, mit Sommersprossen übersäten Gesichts zeigt fassungslose Verwirrung, der Gang, mit dem er an den Richtertisch tritt, ist unsicher und schlotternd.

„Zeugin, erkennen Sie den Mann?" fragt der Vorsitzende.

„Ja — er ist es gewesen! Ich nehme es auf meinen Eid!"

Der Justizrat springt von seinem Sitze auf; selbst der unerschütterliche Verteidiger aus Leipzig läßt den goldenen Kneifer klirrend auf den Tisch fallen, die Geschworenen können nur mit Mühe die nötige Ruhe bewahren. Die Zuhörer aber äußern ihre Erregung in so stürmischer Bewegung, daß sie sich einen energischen Ordnungsruf seitens des Vorsitzenden zuzuziehen.

Nur der Staatsanwalt sitzt inmitten all der wogenden Unruhe wie festgemeißelt auf seinem Platze. In dem ernsten Antlitz zuckt keine

Muskel; das graue Auge sucht mit einem bohrenden Blicke das Gesicht der Angeklagten. Aber die hat es zu tief zu Boden gesenkt; nur ein schmaler Streifen des Profils ist sichtbar, und der ist bleich.

„Zeuge Hock, kennen Sie die Villa, in der das Pensionat Falke gelegen ist?"

„Jetzt ja. — Ich habe sie aber erst nachträglich kennen gelernt, hoher Gerichtshof."

„Zeuge Hock — ich ermahne Sie, die volle Wahrheit zu sprechen. Sie müssen es auf Ihren Eid nehmen. Die Zeugin hier behauptet, Sie in einer Nacht an dem Fenster eines Hauses beschäftigt gesehen zu haben, das in unmittelbarer Nähe des Pensionats Falke liegt. — Was sagen Sie dazu?"

„Ich weiß es nicht."

„So besinnen Sie sich! Diese Nacht soll die gewesen sein, in der der furchtbare Mord geschah. — Zeuge Hock, sind Sie in dieser Nacht in der Kantstraße gewesen?"

„Ich weiß es nicht."

„Ist es möglich, daß Sie in dieser Nacht in

der Kantstraße gewesen sind?" fragt der Vorsitzende immer eindringlicher.

Der Zeuge schweigt einen Augenblick. Das bleiche Gesicht spiegelt eine unbeschreibliche Erregung wider.

„Es kann in meinem Wahn gewesen sein," sagt er schließlich mit stockender, zitternder Stimme.

„Nun, Zeuge Hock, so will ich Ihnen noch mehr sagen. Man hat gestern nachmittag in Ihrer Abwesenheit bei Ihnen Haussuchung abgehalten. Und da hat man etwas gefunden, das Sie sehr sorgsam in einem Winkel Ihres Stalles verborgen hatten — dieses Messer hier!"

Und er hält ihm das spitze Messer entgegen, dessen rostige Flecke auch die gründliche Reinigung nicht hat beseitigen können, der man es unterzogen hat.

Der Dachdecker Hock ist zusammengesunken, die zitternden Beine tragen den Körper nicht mehr, die abgemagerten Hände hat er über das aschfahle Antlitz gedeckt.

„Das Messer! Mein Gott — mein Gott — das Messer!"

Immer unheimlicher dringt sein Schluchzen durch die Totenstille, die in dem weiten Saale herrscht.

„Ermannen Sie sich, Zeuge Hock," sagt der Vorsitzende nach einer längeren Pause. „Sie haben uns noch viel zu bekennen. An diesem Messer hat selbst die flüchtige Untersuchung, die wir mit ihm vornehmen konnten, das Vorhandensein von Blut erkannt. Es ist dasselbe Messer, das in dem Pensionat Falke seit der Mordnacht verschwunden ist. Mit diesem Messer, das ist zweifellos, ist der Freiherr von Türck ermordet worden. Und dieses Messer hat man in Ihrem Stalle gefunden. Was wollen Sie dazu sagen?"

„Daß ich unschuldig bin, hoher Gerichtshof — bei Gott im Himmel unschuldig!"

„Sie leugnen also, das Messer in Ihrem Stalle verborgen zu haben?"

„Nein, das leugne ich nicht — ich habe es dort verborgen!"

„Zeuge Hock," erwiderte der Vorsitzende scharf, „wollen Sie dem Gerichtshof Märchen aufbinden? Sie sind in der Nacht des Mordes in der Kantstraße gesehen worden, Sie geben die Möglichkeit zu, daß Sie dort gewesen sind. Das Messer, mit dem der Mord geschehen, ist in Ihrem Stalle entdeckt worden. Sie selber leugnen nicht, es an sehr geschickter Stelle dort versteckt zu haben. Und jetzt wollen Sie alles das als ein Spiel des Zufalls hinstellen, jetzt behaupten, Sie hätten mit diesem Morde nichts zu tun?! Besinnen Sie sich eines Besseren und sagen Sie die Wahrheit!"

Der Dachdecker Hock hat sich langsam aus der gebückten Stellung, die er bis jetzt eingenommen, in die Höhe gerichtet.

„Hoher Gerichtshof," sagt er, seine bebende Stimme zur höchsten Anstrengung zwingend, daß die Worte gebrochen, stoßweise, fast meckernd herauskommen, „ich kann in der Mordnacht in der Kantstraße gewesen sein — in meinem Wahn — es ist möglich. Ich habe dieses Messer in meinem Stalle versteckt — wieder in meinem Wahn — ich gebe es zu.

Und doch — so wahr ein Gott im Himmel lebt — mit diesem Morde habe ich nichts zu schaffen!"

„Wie aber kommen Sie zu diesem Messer?"

„Ich habe es gefunden — am Strande gefunden."

Ueber die ernsten Gesichter der Geschworenen gleitet ein Lächeln, im Zuhörerraum hört man hier und da ein Kichern, das in seltsamem Gegensatz zu der Todesangst steht, mit der der Mann gesprochen, indes ihm der Schweiß unaufhaltsam in dicken Tropfen von der niedrigen Stirne perlt.

„Gefunden?!" fragt der Vorsitzende. „Zeuge Hock, Sie werden selber zugeben müssen, daß diese Erklärung sehr unwahrscheinlich klingt."

„Und doch ist es so gewesen, hoher Gerichtshof, und nicht anders. — In jener Nacht — es war eine helle Mondnacht — ich konnt's mal wieder im Bett nicht aushalten — ich hatte einige Schluck getrunken — mein Wahn ließ mir nicht Ruhe — ich ging also durch den Park an den Strand — und als ich da langsam auf-

und abschritt, — mit einem Male sehe ich da doch hart am Strande etwas glänzen. Und richtig! Dieses Messer war es, das ich aufhob."

„Die Geschichte klingt sehr romantisch, Zeuge Hock! Also am Strande wollen Sie das Messer gefunden haben?"

„Am Strande — so ist es!"

„Warum versteckten Sie es? Sie müssen doch gehört haben, daß ganz Seewald damals nach dem Messer suchte! Warum zeigten Sie nun nicht an, daß Sie es gefunden hätten?"

„Das war es ja gerade, hoher Gerichtshof! — Ich schlief also nach meinem Wahn am nächsten Tage bis in den Mittag hinein. Als ich aufwachte, sah ich gleich das Messer. Ich zeigte es also meiner Frau. Die machte ein ganz entsetzliches Gesicht und schrie auf mich ein, wo ich das Messer her hätte. Ich sagte ihr, daß ich es gestern in der Nacht gefunden hätte. Sie sagte: Um Gotteswillen, Mann, es ist ein furchtbarer Mord geschehen! Ganz Seewald sucht nach dem Messer, und du hast es! — So will ich es gleich der hohen Behörde

zeigen!, sagte ich in meiner Unschuld. — Nein, sprach sie, das darfst du nicht tun, um Gotteswillen nicht, Hock! Man hat schon so Verdacht auf dich. Kein Mensch wird die Geschichte glauben. Man würde dich sofort festnehmen, und wir alle wären dann brotlos. Vergrabe das Messer so tief im Garten, daß es niemand wiederfindet! — Und das tat ich."

„Zeuge Hock, wie kam es auf diese Weise denn aber in Ihren Stall?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen, hoher Gerichtshof. — Ich hatte das Messer also im Garten vergraben. Eines Tages aber — es ist noch gar nicht lange her — da brauchte ich zu einer Arbeit im Stalle ein scharfes Messer. Ich hatte aber keins. Da fiel mir mit einem Male das alte Ding ein, das ich damals vergraben hatte. Es war ein gutes Messer, und es däuchte mir schade, daß es so nutzlos vergraben war. Ich holte es also wieder heraus und arbeitete damit dann und wann in meinem Stalle. Dort versteckte ich es dann auch wieder. Das hat wohl jemand mal gesehen und

mich angezeigt — und so haben sie es gestern gefunden!"

„Nun, Zeuge Hock, das ist ja ein reiner Roman, den Sie uns auftischen," sagt der Vorsitzende, indes die beiden Verteidiger höhnisch lächeln und die Geschworenen die Köpfe schütteln.

„Es ist so, wie ich sagte, hoher Gerichtshof! Ich bin unschuldig an diesem Morde — beim allmächtigen Gotte unschuldig!" schluchzt und wimmert der gebrochene Mann.

Ein Gemurmel, ein Lächeln, ein Achselzucken.

„Lassen Sie die Beteuerungen, Zeuge Hock!" mahnt der Vorsitzende. „Sie helfen Ihnen nichts."

„Bringen Sie mich nicht ins Unglück — meine arme Frau, nicht meine Kinder — und meine alte, kranke Mutter! O mein Gott, mein großer Gott!"

Es ist ein furchtbares, herzzerbrechendes Schluchzen. Aber auf niemand im Saale macht es irgendwelchen Eindruck.

„Der geriebene Komödiant!“ sagt der berühmte Verteidiger laut genug, damit es die Geschworenen verstehen.

Da — was ist das?!

Ein dumpfer Fall — ein unterdrückter Aufschrei.

Die Verteidiger sind von ihren Sitzen emporgesprungen; durch die Reihen der Geschworenen geht eine lebhafte Bewegung.

Ohnmächtig, mit dem Ausdruck größter Erschöpfung auf den todesblassen Zügen, kauert Annemarie auf dem Boden hart vor der Anklagebank, deren Rand die starren Finger umklammern.

„Die Angeklagte ist zum Tode erschöpft!“ ruft der Justizrat. „Ein Wunder ist es freilich nicht. Man mutet ihr zuviel hier zu. Ich muß im Namen der Verteidigung eine sofortige Vertagung beantragen.“

„Ich bedaure, daß der Zustand der Angeklagten diesen Antrag notwendig macht,“ erwidert der Staatsanwalt mit derselben unerschütterlichen Ruhe, mit der er dem ganzen

aufregenden Vorgang gefolgt ist, „ich hätte die Verhandlung heute gern beendet gesehen."

„Auch ich hatte die feste Absicht, die Sache zu Ende zu führen," sagt der Vorsitzende. „Indes ist der Antrag des Herrn Verteidigers leider nur zu begründet. Wir werden uns deshalb bis auf morgen vertagen."

Die Erregung der Zuhörerschaft ist am letzten Verhandlungstage auf ihren Höhepunkt gestiegen. Erst der Eintritt des Gerichtshofes macht den leidenschaftlichen Aeußerungen ein Ende; aber flüsternd werden die Gespräche fortgeführt. Mitleid, Erwartung, ungeduldige Spannung liegen auf den Gesichtern aller. Auch auf denen der Geschworenen und der Richter.

Es ist der Tag eines großen Ereignisses, das wird einem klar, wohin man auch die Blicke wendet.

Die Beweisaufnahme ist geschlossen. Der Vorsitzende verliest die von ihm entworfene Frage an die Geschworenen.

Sie lautet:

„Ist die Angeklagte Annemarie Loose schuldig, in der Nacht vom siebenten zum achten Juli den Freiherrn Alfred von Türck in Seewald im Pensionat Falke vorsätzlich getötet

und diese Tötung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben?"

Hierauf erteilt er dem Staatsanwalt das Wort. Und während die Spannung im großen Saale immer leidenschaftlicher wird, erhebt sich Bolkow.

Atemlose Stille, nichts hört man, als das laute, eintönige Tick-Tack der großen Uhr im Saale. Bewegungslos fast sitzen die Geschworenen und die Zuschauer.

„Meine geehrten Herren," beginnt er mit fester, sicherer Stimme. „Ich stehe vor einer schweren Aufgabe. Ich weiß es. Ich befinde mich in Zwiespalt mit Ihnen allen. Auch das ist mir bewußt. Ich habe von der Person, deren Leben tadelfrei gewesen ist, nur das Beste gehört, es wird mir die Vertretung der Anklage gegen sie schwer — und doch habe ich die feste Ueberzeugung von ihrer Schuld. Ich muß die Anklage daher aufrecht erhalten — ich kann nicht anders!"

Die Erregung im Saale nimmt einen so stürmischen Charakter an, daß der Vorsitzende ein-

schreiten und Volkow eine Weile innehalten muß. Nun aber fährt er fort, die bebende Stimme gewaltsam zur Ruhe zwingend:

„Meine Herren! Ein Selbstmord ist ausgeschlossen. Das ist uns allen nach der Lage der Sache klar geworden. Selbst die Herren Verteidiger werden an einen solchen nicht glauben. Es bleibt nur die Möglichkeit, daß eine im Hause befindliche Person den Mord begangen oder eine, die sich in das Haus eingeschlichen hat. — Gestatten Sie mir, auf den letzteren Fall zuerst einzugehen."

Und nun beginnt er, langsam, Schritt für Schritt vorwärts gehend, mit einer Feinheit und Schärfe, die sich allmählich zu wuchtiger Kraft steigert, die Unwahrscheinlichkeit, ja die Unmöglichkeit darzulegen, daß eine fremde Persönlichkeit in das wohlverwahrte, zahlreich bewohnte Pensionat eingeschlichen sei, die furchtbare Tat begangen haben könne.

„Aus diesem Grunde glaube ich nicht an den Einbruch eines Fremden — selbst nicht an den des Dachdeckers Hock.

Und weiter: Was schließlich hätte die Veranlassung zum Einbruch für einen Fremden sein können? Rauben?! Ueberall war dazu Gelegenheit, in den Speiseräumen lag das Silber frei herum, am Bett des Freiherrn hing dessen wertvolle Uhr — sie ist nicht berührt worden.

Ein Gewohnheitsverbrecher klettert überhaupt nicht ohne Kenntnis des Ortes in irgend ein Haus. Der späht vorher sorgsam die Gelegenheit aus und macht sich darnach seinen Plan. Und vollends, daß er erst mit festem, zielbewußtem Stoß den Freiherrn tötete und dann bei seiner Wärterin, der viel gefährlicheren Person, nur die Haut anschnitt. Meine Herren, das wäre die Tat eines Wahnsinnigen, der sich in sinnlosen Plänen ergeht, aber nicht die eines zielbewußten Mörders.

Doch, wer es auch gewesen ist, ob ein Dieb oder ein Mörder oder ein Geisteskranker oder sonst jemand — er muß doch aus dem Hause wieder herausgekommen sein. Sie kennen ja die Lage so gut wie ich; Sie haben die Oertlichkeit genau gesehen — wie kam er aus der

kleinen Stube so schnell heraus? Beantworten Sie mir die Frage, und ich will zufrieden sein!

Die Angeklagte zwar hat uns das so geschildert, als wäre er verschwunden — ich möchte sagen wie das Gespenst im Hamlet beim ersten Hahnenschrei. Aber wir glauben nicht mehr an Geister und Gespenster, die Unschuldige und Kranke ermorden.

War es aber ein Mensch wie wir — und ich frage noch einmal: Wie kam er so schnell durch den Raum, in dem kaum ein Mensch Platz hat, und wohin konnte er verschwinden, bluttriefend, wie ich annehme, ohne eine Spur zu hinterlassen?

Und aus diesem Grunde glaube ich wiederum nicht an die Schuld eines Fremden, selbst nicht an die des Dachdeckers Hock. Verdachtsmomente sprechen gegen ihn, ich gebe das zu. Das Messer, nach dem ganz Seewald gesucht, bei ihm ist es gefunden — ich glaube aber nicht an seine Schuld! Ich halte einen Mord von dritter Hand für ausgeschlossen, für unmöglich, ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Angeklagte die Tat begangen hat und keine andere!"

Nun geht er im einzelnen alle die Verdachtsmomente hindurch, die gegen die Angeklagte sprechen. Wieder mit derselben unerbittlichen Schärfe, derselben Kraft der Beweisführung wie vorher.

„Meine Herren — ich mag die Sache beleuchten von welcher Seite ich will — immer wieder komme ich zu dem notwendigen Schlusse: sie ist es gewesen, und keine andere!

Es ist die einzige mögliche Erklärung dieses fürchterlichen Mordes.

Wie sie ihn vollbracht hat? Ich denke es mir so:

Sie geht des Abends in ihr Zimmer, schließt die beiden Türen, die eine zu dem Zimmer der Freifrau, die andere zum Flur, zu, macht auch das Fenster sorgsam zu und läßt den Vorhang herunter.

Nun wartet sie die Ruhe des Hauses ab — dann vollführt sie die Tat. Nachdem es geschehen, schlägt sie den Fenstervorhang weit zurück und macht das Fenster auf — ebenso die Tür, um sich die Ausrede zu sichern, es sei jemand hier oder dort eingeschlichen. Nun,

meine ich, hat sie sich die Nachtjacke ausgezogen und sich vom Blute gereinigt. Dann hat sie sich ihre Wunde beigebracht — vielleicht in einem Schnitt.

Ja, meine Herren, so ist es gewesen — ich sehe diesen ganzen furchtbaren Vorgang in deutlicher Klarheit vor meinem geistigen Auge. Jede andere Möglichkeit ist ausgeschlossen. Ich wenigstens finde keine andere.

Meine Herren, ich habe feige, namenlose Briefe gelesen und solche von ernsten und erfahrenen Männern, auf deren Urteil ich Wert lege. Ich habe den Schmerz der völligen Vereinsamung durchmachen müssen — ich habe ihn überwunden. Ich weiß, was die öffentliche Meinung sagt, ich habe gehört, was sie über mich spricht — ich bin darüber erhaben! Laß sie reden, was sie wollen — ich will nur nach meiner Ueberzeugung urteilen — das ist mein Leitstern, dem folge ich, einem anderen nicht!"

Bolkow hat seine Rede geschlossen. Es lag in jedem Worte ein so tiefer Ernst, ein so hei-

liges Durchdrungensein von dem, was er sagte, daß man wenigstens aufhörte, dem Mann Uebermut oder Leichtfertigkeit oder gar Eitelkeit vorzuwerfen.

Die Angeklagte, die bisher mit überlegener Ruhe den Verhandlungen gefolgt ist, hat von dem Augenblick an, wo er zu seinem Plaidoyer sich erhoben hat, eine eigentümliche Unruhe gezeigt, die in einem seltsamen Gegensatz zu ihrem bisherigen Wesen steht. Und von Wort zu Wort ist diese Unruhe gewachsen. Jetzt, da er geendet, hat sie das Haupt zwar, wie meist, tief zur Erde geneigt, so daß man von ihrem Antlitz nichts sieht, aber dem scharfen Blick des Staatsanwalts entgeht es nicht, daß der Arm, der schlaff an der Seite herabhängt, leise zittert, indes die kleine, sonst so ruhige Hand in nervöser Geschäftigkeit an dem Saume des schwarzen Gewandes nestelt.

Der Justizrat hat bereits gesprochen. Er hat die Unschuld der Angeklagten in den Himmel erhoben und wuchtige Schläge gegen den Staatsanwalt und dessen unbegreifliches Plaidoyer geführt.

Eine kleine Pause — dann erhebt sich, wiederum unter atemloser Spannung der gesamten Versammlung, der berühmte Leipziger Verteidiger.

Er entschuldigt sich, daß er seinerseits noch um ein kurzes Gehör bitten müsse, nachdem bereits der Herr Staatsanwalt einige Stunden lang die Geduld des Gerichtshofes auf eine harte Probe gestellt, nachdem sein sehr verehrter Herr Kollege, der Herr Justizrat Niebert, in einer Weise zu den Herren gesprochen haben, die so treffend, so überzeugend, ja, er stehe nicht an, zu sagen: so packend gewesen, daß seine Worte eigentlich überflüssig seien.

Aber wenn er nun hinschaue auf die arme gebeugte, geschmähte Angeklagte, dann wisse er, daß er reden müsse, ob er wolle oder nicht, daß es seine heilige Pflicht sei, seine Gewissensschuld dieser Unglücklichen gegenüber, deren Unschuld nicht nur, nein, deren Größe und sittliche Reinheit sich im Laufe des Prozesses einem jeden einzelnen Menschen überhaupt aufgedrängt habe — nur dem Herrn Staatsanwalt nicht. Dann geht er auf Bol-

kows Ausführungen ein. Eine nach der andern nimmt er vor, beleuchtet sie mit trefflich gewählten Worten und zerpflückt sie dann, daß sie vor den Augen der atemlos lauschenden Zuhörer in Nichts zerfällt.

„Und dennoch," fährt er nun mit einer Stimme fort, in der Hohn und Zorn um die Oberhand streiten, „dennoch hält der Staatsanwalt die Angeklagte für schuldig, hält sie für schuldig all den Ereignissen zum Trotz, die dieser Prozeß in seinem letzten Verlauf gezeitigt.

Denn ich wenigstens meine, wir sind den Spuren des Mörders so ferne nicht mehr; ich meine, die Vernehmung eines der Zeugen hat Folgen gezeitigt, die gewiß einen jeden hier im Saale mit Erstaunen und Entsetzen erfüllt haben.

Meine Herren! Ganz Seewald hat bis zu diesem Tage in fieberhafter Erregung nach dem Messer gesucht, mit dem der fürchterliche Mord vollführt ist.

Endlich ist dieses Messer gefunden.

Bei wem ist es gefunden?

Bei demselben Manne, der bereits wegen Diebstahls zwei Monate Gefängnis im Sommer abgebüßt hat, demselben Manne, den eine einwandfreie Zeugin hier mit Sicherheit als denjenigen wiedererkannt hat, der im Nachbarhause einen Einbruchsversuch gemacht hat — in der Nacht gerade, da der Mord geschehen — bei demselben Manne, der hier vor uns gestanden, dem es trotz aller seiner Mühe nicht gelungen ist, sein Alibi in jener verhängnisvollen Nacht nachzuweisen. — Stellen Sie den Dachdecker Hock zusammen mit diesem Mädchen! Sie haben zu wählen — in Ihre Hände ist die Entscheidung gelegt.

Denken Sie, meine Herren, an die einzige, rührende Treue dieses Mädchens dem gegenüber, der allein dastand auf der Welt und niemand hatte, der sich seiner annahm und ihn pflegte. Denken Sie an die Seelenqual, in der vor Ihnen hier lange bange Tage hindurch dieses Mädchen gestanden, angeklagt des schimpflichsten Mordes an dem, der ihr wie ein treuer Sohn gewesen, mit dem sie ihre Armut

teilen wollte in der dürftigen Heimat — denken Sie an den ergreifenden Augenblick, wo sie hier vor Ihnen lag wie ein Lamm auf der Schlachtbank, oder an jenen, da sie, erschöpft vor Mattigkeit und Schmerz, ohnmächtig hier zusammensank. Werden Sie das Herz haben, sie zu verurteilen? Ich hätte es nicht — bei Gott im Himmel nicht! Genug — ich bin am Ende! Der Spruch, den Sie jetzt zu fällen haben, wird nicht verhallen und verrauschen — heut und gestern! Eintreten mit allen Erhebungen und Anschuldigungen wird dieser Prozeß und dieser Spruch in die unvergänglichen Annalen der Rechtsgeschichte. Der Gott aber da oben, der die Angeklagte nicht verlassen wird, der wird in der entscheidenden Stunde Ihre Herzen lenken, daß Sie erkennen und tun, was wahr und billig ist und recht vor Gott und dem Gesetze der Menschen!"

Die Rede hat einen gewaltigen Eindruck ausgeübt auf alle. —

Nur auf zwei Personen in dem ganzen Saale scheint sie völlig wirkungslos geblieben zu sein: Die eine ist die Angeklagte, deren ge-

beugte Haltung während der Worte des großen Verteidigers regungslos geworden ist.

Der andere ist der Staatsanwalt, der während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal von seinen Akten aufgesehen.

Nur jetzt, als er sich erhebt, um sein Replik zu halten, ist der Ernst auf seinen bleichen Zügen noch viel strenger, jenes unerbittliche Etwas, das aus den großen grauen Augen spricht, noch unversöhnlicher geworden.

„Meine Herren," beginnt er mit einer fast harten Stimme, „ich will kurz sein in meiner Replik. Ich besitze die Redegabe nicht, die Herzen rührt und erschüttert. Ich will der Wahrheit nur, soweit ich kann, zum Siege verhelfen. Die Wahrheit trägt kein blendendes Kleid. Sie geht sehr einfach und unscheinbar daher. Darum wird sie so selten bemerkt und gehört.

Meine Herren! Auch die gewandten, ja die schönen Worte meines Vorredners haben mich nicht um ein Jota von meiner Ueberzeugung abgebracht. Ich halte die Angeklagte nach wie

vor für die Mörderin, nach wie vor beantrage ich das Schuldig gegen sie."

Hier wird die Bewegung in der Zuhörerschaft so lebhaft, stürmische Rufe der Entrüstung und des Unwillens brechen sich so unbekümmert um alle Gesetze und Schranken des Ortes Bahn, daß der Vorsitzende energisch droht, daß er auch nur bei dem leisesten Wiederholungsfalle rücksichtslos den Saal räumen lassen werde.

„Was," fährt der Staatsanwalt unbekümmert um diese Unterbrechung fort, „was haben die Herren Verteidiger zur Rechtfertigung ihrer Klientin angeführt?! Das Motiv! rufen die beiden Herren mit Emphase; welches Motiv in aller Welt sollte die Angeklagte zu einer so fürchterlichen Tat getrieben haben?!

Ich gebe es den beiden Herren gern zu: So weit sind wir in der Kriminalistik noch nicht, daß wir für jede bestimmte Tat auch gleich ein bestimmtes Motiv finden und das Unerklärliche dadurch klar vor aller Welt darlegen könnten! Wer wollte das Menschenherz so

leicht ergründen?! Wir alle sind schwache Sünder, und im menschlichen Herzen befinden sich Abgründe, die unerforschlich sind. — Meine Herren, nicht weit von uns weilt hier in einer Zelle ein Raubmörder, der zwei Menschen ermordet und zwei andere tödlich verletzt hat.

Und das Motiv seiner Tat? Sehnsucht nach Weib und Kind!

Auf einen anderen Punkt aber muß ich noch einmal mit Nachdruck zurückkommen. Er betrifft den Dachdecker Hock. Ich habe bereits hervorgehoben, daß genug Verdachtsgründe gegen ihn sprechen, und daß ich ihn doch nicht für den Täter halte.

Eins aber, meine Herren Geschworenen, will ich Ihnen sagen! In dem Augenblicke, wo Sie die Angeklagte hier, wie ich leider erwarten muß, freisprechen werden, ist der Dachdecker Hock verhaftet! Er wird dieses Gebäude nicht mehr verlassen. Ich werde — seien Sie dessen sicher — die Untersuchung mit aller Energie gegen ihn führen und allem Nachdruck. Dann werde ich ihn in kurzer Zeit vor

dieselben Schranken stellen, vor denen jetzt die Angeklagte sich befindet.

Und dann, meine Herren, wird sich etwas Ungeheures begeben, dann wird wahr werden das Wort des Herrn Verteidigers: Eintreten in die unvergänglichen Annalen der Geschichte mit allen seinen Erhebungen und Irrungen wird dieser Prozeß.

Aber in einem anderen Sinne wird dieses Wort zur Wahrheit werden, als der Herr Verteidiger es gemeint hat: Es wird sich nämlich dann ereignen, daß die Schuldige, die vor Ihnen gestanden hat, frei hinausgeht in alle Welt, und daß derjenige, gegen den alle belastenden Momente sprechen, obwohl er unschuldig ist, zum Richtplatz geführt wird, damit er mit seinem Tode sühne, was er nie begangen.

Die Angeklagte hier, die allein mit einem Worte das Dunkel lösen könnte, sie mag es dereinst vor Gottes Richterstuhl vertreten, wenn sie dieses Wort jetzt nicht spricht."

Der Staatsanwalt muß inne halten.

Durch den Zuschauerraum, durch die Reihen der Richter und Geschworenen hindurch geht

eine Bewegung, ein Flüstern, ein Murmeln, das sich von Munde zu Munde pflanzt.

Annemarie hat sich aus ihrer gebeugten Haltung aufgerichtet. Zum ersten Male während dieser ganzen langen Verhandlung hebt sie das Antlitz von der Brust empor. Es ist bleich, steinern und weiß wie Marmor.

Der große, glühende Blick richtet sich eine Sekunde lang mit scheuer Aengstlichkeit auf den Staatsanwalt. Dann wendet er sich zu dem Gerichtshof und dem Vorsitzenden, und während er allmählich ruhiger wird und gefaßter, spricht sie mit leiser, aber fester und weithin vernehmbarer Stimme:

„Der Dachdecker Hock ist unschuldig an dieser Tat — ich habe sie begangen!"

Wenn in diesem Augenblicke aus dem dunklen Novemberhimmel ein Blitz hervorgezuckt wäre und hätte zündend mitten im Gerichtssaale eingeschlagen, wenn die Decke da oben ins Wanken gekommen wäre und hätte sich niedergesenkt auf Tische und Bänke, alle zu zermalmen, die an ihnen säßen, wenn etwas sich ereignet hätte, das auszudenken auch die erfindungsstärkste Phantasie zu arm gewesen

wäre — es hätte das alles nicht solche Erregung und Bestürzung im Schwurgerichtssaale hervorrufen können, wie dieses eine Wort der Angeklagten.

Die Geschworenen springen von ihren Sitzen empor, der sonst so ruhige und besonnene Vorsitzende kämpft mit Mühe gegen die Fassungslosigkeit, die auch ihn übermannt, im Zuhörerraum stürzt alles zusammen in wirrer Hast, als wollte es die Schranken brechen und den Richtertisch stürmen. Selbst der berühmte Verteidiger, der alles schon erlebt, den nichts mehr aus der Fassung bringen kann, läßt die goldene Lorgnette so heftig aus den zitternden Händen fallen, daß die Gläser auf dem Fußboden zerschellen. Nur über Annemaries Erscheinung liegt der Schein einer Fassung und Sammlung ausgegossen wie nie zuvor während des ganzen langen Prozesses. Das Bild einer Ueberwinderin sitzt sie da, die nach schwerem Kampf den schönsten Sieg erfochten hat: den über sich selber.

Der Vorsitzende hat eine kurze Pause eintreten lassen.

Nach ihrer Beendigung tritt der Gerichtshof wieder zusammen.

„Angeklagte," beginnt der Vorsitzende, „wir alle hier stehen vor einem unfaßbaren Rätsel. Wie war es möglich, daß Sie erst jetzt, nach so hartnäckig fortgesetztem Leugnen, Ihr Verbrechen einräumen konnten?"

Eine Pause.

„Ich hatte nicht daran gedacht," sagt dann mit leiser, aber fester Stimme Annemarie, „daß ein Unschuldiger an meiner Stelle leiden könnte."

„Sie hätten, wäre dieser Fall mit dem Dachdecker Hock nicht eingetreten, bis zum letzten Augenblicke geleugnet — Sie hätten Ihre sehr wahrscheinliche Freisprechung mit größter Gewissensruhe entgegengenommen? Ist es so, wie ich sage?"

„Es ist so, wie Sie sagen."

„In welchem Augenblicke kam Ihnen denn der Vorsatz, ein unumwundenes Geständnis abzulegen?"

„Die letzte Rede des Staatsanwalts bewog mich dazu — als er sagte, daß ich es dereinst vor Gottes Richterstuhl verantworten müßte, wenn der Dachdecker Hock hingerichtet würde."

„Wie, Angeklagte — darf ich meinen Ohren trauen? Sie glauben an einen vergeltenden Gott? Eine Mörderin, die ein Verbrechen begeht wie Sie?"

„Ich habe kein Verbrechen getan!"

Bis dahin hat Annemarie ganz ruhig gesprochen. Jetzt aber ist ihre Stimme gehoben. Beide Arme hat sie beschwörend und abweisend zugleich mit einer raschen Gebärde gen Himmel gehoben.

Der Vorsitzende schüttelt den Kopf.

„Angeklagte," sagt er dann, „wollen Sie sich uns gegenüber genauer erklären und über die Tat aussprechen?"

„Ja, ich will jetzt alles bekennen — alles — und genau so wiedergeben, wie es sich zugetragen hat. Sie aber sollen richten und erkennen, ob ich eine Verbrecherin bin oder nicht."

Und unter gespannter Stille der ganzen Versammlung beginnt die Angeklagte ihr großes Bekenntnis.

Sie erzählt, wie sie vor zehn Jahren in das Haus des Freiherrn von Türck gekommen, wie sie ihre Lebensaufgabe darin gesehen habe, dem armen, verlassenen, kranken Knaben die Mutter zu ersetzen, wie sie ihn immer lieber gewonnen und sich fest gelobt habe, ihn nie zu verlassen, bis er eines Tages sein elendes Leben ausgelitten haben würde.

Da — ganz plötzlich und unvermutet habe ihr die Freifrau gekündigt.

Sie sei erst fassungslos gewesen. Als aber mit einem Male der Gedanke auftauchte, den armen Alfred in eine Anstalt zu bringen, da habe sie aus Mitleid und Liebe zu dem armen Kranken allen Zorn vergessen, alle Verachtung unterdrückt und nur einen Gedanken gehabt: die Freifrau zu bitten, ihr den Knaben mit in ihre Heimat zu ihrer Mutter zu geben.

Dieses Herzenswunsches wegen habe sie nun alles versucht, ihre Herrin milder gegen sich zu stimmen.

Und die Freifrau sei auch wirklich freundlich und gütig gegen sie geworden. Ja, als sie einmal ganz schüchtern und zaghaft mit ihrer Bitte an sie herangetreten sei, habe sie die Freifrau nicht ohne Hoffnung gelassen.

So sei der letzte Abend herangekommen und die letzte furchtbare Nacht — —

„Erzählen Sie uns von diesem Abend, dieser Nacht!" sagt der Vorsitzende.

„Ich hatte den Alfred eben zu Bette gebracht und saß in meinen Gedanken in dem kleinen Zimmer allein.

Mit einem Male rief die Freifrau nach mir. Sie wollte des Abends mit ihrem Bräutigam auf den großen Festball im Kurhause gehen und war mit ihrem Anzug beschäftigt. Ich sollte ihr dabei behilflich sein. Sie lobte meine Geschicklichkeit und meinen Geschmack, und als ich eben fertig war und gehen wollte, rief sie mich noch einmal zurück und sagte zu mir — nie, niemals werde ich diese Worte vergessen und wenn ich ewig lebte: — ‚Liebes Kind,' sagte sie zu mir, ‚Sie sind mir, besonders in letzter Zeit,

eine treue und gute Freundin geworden. Ich weiß auch, wie lieb Sie den armen Alfred haben, wie gut er bei Ihnen aufgehoben ist, ich habe mir deshalb Ihre Bitte überlegt — ich will nichts mehr dagegen haben. Auch meinen Bräutigam habe ich bereits umzustimmen vermocht, er war erst nicht dafür. Es kommt nur noch auf die Einwilligung von Alfreds Oheim an, der, wie Sie wissen, sein Vormund ist. Aber das ist weiter nichts als eine Formsache. Es ist gar kein Zweifel, daß er mit unserem Wunsche einverstanden sein wird.'

So sprach die Freifrau. Dann ging sie und ließ mich allein mit meinem Glück.

Ich stürzte in Alfreds Zimmer — ich konnte nicht anders, ich mußte ihn wecken und ihm sagen, daß wir nun bald fort von hier reisen würden, und er mit mir kommen würde in meine Heimat, wo die See noch viel blauer und schöner und die Menschen noch viel braver wären und besser als hier in Seewald.

Er hörte mich kaum, er lächelte nur ein wenig — dann schlief er weiter.

Ich aber konnte noch nicht zur Ruhe gehen — ich begab mich in das Zimmer der Freifrau, um dort noch ein wenig aufzuräumen.

Da — als ich eben das Kleid der gnädigen Frau forthängen will, gleitet aus der Tasche ein Brief.

Ich will ihn wieder hineinlegen, denn neugierig bin ich nie gewesen. Da fällt mein Auge auf den Poststempel — er trägt den Namen des Ortes, wo der Vormund wohnt, von dem sie so oft sprach, und der jetzt über Alfreds Aufenthalt entscheiden sollte. Ich konnte nicht anders — ich las ihn — es war dieser Brief!"

Mit einer blitzschnellen Bewegung hat sie aus der schwarzen Bluse ein dicht zusammengefaltetes, zerknittertes Stück Papier geholt, das sie dem Vorsitzenden überreicht.

Der letzte dämpfende Schleier, der bis jetzt auf ihren dunklen Augen lag, ist zerrissen — etwas Dämonisches glüht aus ihrem Blick.

Der Vorsitzende hat das Stück Papier auseinandergefaltet. Indes man im großen Saale kaum atmen hört, verliest er den Brief.

„ Liebe Schwägerin!

Ich danke Dir für Deine Mitteilungen in betreff des Sohnes Deines verstorbenen Gatten und beeile mich, den gewünschten Rat zu geben.

Du weißt, Sentimentalität hat zu meinen Fehlern nie gehört, so viel ich deren auch habe.

So wäre es mir ziemlich gleichgültig, ob Alfred — so heißt er doch, verzeih, wenn ich seinen Namen nicht genau behalten haben sollte — sein Leben in dem stillen Strandorfe in ungestörtem idyllischen Zusammensein mit seiner überspannten Pflegerin beendet oder irgendwo anders — wenn mein lieber Bruder nicht in seiner Aengstlichkeit eine etwas übertriebene Vorkehrung getroffen hätte, dieses Leben für Dich ganz besonders wertvoll zu machen.

Da Dir jedoch das recht bedeutende Kapital, das er für seinen Sohn hinterlassen, nur so lange gehört, wie dieser am Leben ist, so hast Du die naheliegende Pflicht, alles zu tun, sein Dasein möglichst lange zu erhalten.

Es ist nun klar — und hierin muß ich Deinem Herrn Bräutigam, der mir nach allen Deinen Mitteilungen ein sehr umsichtiger und kluger Mann zu sein scheint, völlig recht geben, — daß man ein so teures Leben nicht dummen, plumpen Bauersleuten anvertrauen kann.

Das einzige, was für Deinen Stiefsohn frommt, ist eine Anstalt, in der geschulte Aerzte eine bessere Gewähr für die Erhaltung seines Lebens bieten als Deine Wärterin mit all ihrer Liebe und Schwärmerei, die ihn bis jetzt, wie Du selber schreibst, nur verweichlicht und verwöhnt hat.

Glaube nur, wenn diese Kranken richtig gepflegt und behandelt werden, so können sie alt werden wie Methusalem — und in diesem frommen Wunsche für ihn sind wir uns ja alle einig.

Im übrigen handelt meine schöne Schwägerin so klug, wie ich es längst an ihr gewohnt bin.

Ja, es ist sehr richtig, daß Du seine Wärterin in freundlicher und liebenswürdiger

Weise hinhältst, und wenn es Dein sehr zartes Empfinden verletzt, ihr eine strikte abschlägige Antwort zu geben, so diene ich Dir mit folgendem Rat: Du wiegst das gute Mädchen immer mehr in den Glauben ein, daß Du ihr den Jungen mitgeben willst, Du machst ihr Zusagen und Versprechungen. Aber Du sagst dazu — so ganz nebenbei natürlich — daß es freilich meiner Entscheidung als Vormund des Knaben noch bedarf, bevor Du einen bindenden Bescheid abgeben darfst.

Mit dieser Entscheidung ziehst Du sie nun hin, bis der Tag gekommen ist, an dem sie geht.

Willst Du noch ein übriges tun, sie zu trösten, so magst Du ihr ein gutes Geldgeschenk für ihren guten Willen schicken, denn darauf kommt bei solchen Personen schließlich alles an.

So erledigt sich die Sache für Euch alle am besten und nicht zum mindesten für Deinen kranken Stiefsohn, den Du dann recht bald in die Anstalt Mühlburg gibst."

Der Vorsitzende legt den Brief zur Seite. Totenstille herrscht in dem weiten Raume.

Die Freifrau ist in den Saal gerufen.

Verwirrt und stammelnd steht sie inmitten all der zornerregten Gesichter, der wuterfüllten Blicke, die auf sie gerichtet sind.

„Kennen Sie diesen Brief?"

„Mein Gott — dieser Brief —"

„Sie erkennen ihn als an Sie gerichtet an?"

„Ja."

„Von Ihrem Schwager, dem Vormund des Ermordeten?"

„Ja."

„Und Sie hatten keine Ahnung, daß er sich in der Hand der Angeklagten befand?"

„Keine Ahnung."

„Fiel es Ihnen denn nie auf, daß er Ihnen abhanden gekommen war?"

„Ich hatte ihn meinem Bräutigam gegeben — ich habe ihn auch von ihm zurückerhalten — ich hätte darauf schwören mögen, daß ich ihn verbrannt hätte."

„Es ist vorläufig gut, — Sie können abtreten. — Angeklagte, jetzt erzählen Sie weiter. Was geschah, als Sie diesen Brief gelesen?"

„Ich weiß es kaum noch — ich —"

„Sie müssen uns alles sagen, ich kann es Ihnen nicht ersparen — besinnen Sie sich!"

Annemarie sucht sich zu sammeln.

„Ich weiß es wirklich nicht mehr — so der Reihenfolge nach — es schwirrte und schwindelte mir alles vor dem Kopf — ich wollte es nicht glauben, was dastand — ich las es wieder und wieder — zuletzt packte mich ein Ekel — ein Haß — ich kann es nicht beschreiben. Ich fühlte es, daß ich den armen Alfred nie so geliebt, wie in diesem Augenblick. Und so wollten sie an ihm handeln!

Ich stand vor seinem Bette — ich weiß nicht wie ich dorthin gekommen war — der Mond schien auf sein Antlitz. Ich weckte ihn zum zweiten Male — ich sagte ihm, daß ich von ihm gehen müßte, daß wir uns trennen würden für immer.

O — er verstand mich nur zu gut!

‚Annemarie darf nicht gehen!' erwiderte er schluchzend — ‚Alfred will sterben, wenn Annemarie ihn verläßt!'

‚Alfred will sterben!' — Das Wort ließ mich nicht mehr — auf dem Tische lag ein scharfes, spitzes Messer — ich hatte es vor kurzem gebraucht —

‚Alfred muß sterben!' schrie es in mir. Ich nahm das Messer nicht — ich weiß wenigstens nicht, daß ich es genommen hätte — mir war, als käme es zu mir — als legte es sich in meine Hand — als klebte es in dieser Hand — ich mochte wollen oder nicht.

Alfred war eingeschlafen, aber die Tränen liefen ihm immer noch die abgehärmten Wangen hinunter. Er sah so unglücklich aus und verlassen — ich dachte an seine Zukunft — ich sah ihn in einer Zelle der Anstalt Mühlburg — immer fester krampfte sich das Messer in meiner Hand, immer gewaltsamer zog es mich zu ihm — ich schloß den Vorhang — ich beugte mich über ihn — — und da hab ich's getan!

Ich habe es nicht gewollt — eine unsichtbare

Macht trieb mich. Es war ein sicherer Stich — mitten ins Herz — schmerzlos verschied er — er weinte nicht mehr — wie ein Lächeln lag es auf seinen Zügen — als wollte er mir danken — so ruhig, so friedlich war er anzusehen."

Die Angeklagte hat mit stockender Stimme gesprochen; mühsam, oft nur nach einer merkbaren Ueberwindung sind die Worte von ihren Lippen gekommen.

Und alle, die ihr Bekenntnis angehört, sitzen da und bleiben stumm und regungslos und wagen kaum aufzusehen, denn sie sind erschüttert bis in das tiefste Mark. —

„Angeklagte — Sie haben uns noch mehr zu sagen," mahnt der Vorsitzende. — „Fahren Sie fort. — Wie war Ihnen zumute, als die Tat geschehen?"

„Ich kam bald zum Bewußtsein — mir wurde klar, was ich getan. Eine schreckliche Furcht kam über mich, eine Verzweiflung —

Mir blieb nur ein Ausweg. Ich mußte mich jetzt selber töten, das war mir ganz klar, ich wollte es auch.

Aber wunderbar — ich war zu schwach und feige dazu. Ich hatte das Messer angesetzt, hatte einige Male zugestoßen — aber die Wunden, die ich mir beigebracht, waren nicht tödlich.

Da kam mir ein rettender Gedanke.

Ich dachte an all die seltsamen Einbrüche, die hier in nächster Nähe geschehen. Ich konnte einen solchen Einbruch auch hier ersinnen — einen Mord an Alfred, einen Versuch an mir selber — meine Wunden kamen mir gut dabei zustatten!

Ich zog den Vorhang auf und öffnete das Fenster — auch die Tür, die zum Korridor hinausführte — dann legte ich mir alles zurecht, wie ich handeln wollte!

Und so habe ich gehandelt — bis zu dieser Stunde!"

„Aber das Messer?!" fragte der Vorsitzende. — „Das Messer, mit dem Sie Ihre Tat getan?"

„Ich hatte es in meinem Rock verborgen, ich nahm es mit, als ich gleich darauf zum Arzte ging, und warf es am Strande fort — und da hat es der andere gefunden."

Eine lange, lange Pause.

„Angeklagte," sagt schließlich der Vorsitzende und sucht die eigene Bewegung niederzudrücken, „nachdem Sie uns gesagt, aus welchen Gründen Sie diesen Mord getan, ist es mir noch unverständlicher als vorher, daß Sie ihn nicht von vornherein ruhig eingestanden haben. Wie durften Sie — ich frage es Sie noch einmal — sich zu einer so hartnäckigen Leugnung vor diesem Gerichtshofe verstehen?"

„Weil ich wußte, daß man mich hier nicht verstehen würde, nicht verstehen könnte, daß man mich verurteilen würde — wie eine Mörderin."

„Aber das sind Sie doch."

„Ich habe ihm eine Wohltat erwiesen."

„Nach Ihrer Meinung wären Sie also straflos?"

„Ich verdiene keine Strafe."

„Und Sie bereuen nicht einmal, was Sie getan haben?"

„Bereuen?!"

Sie sieht den Vorsitzenden mit den großen fragenden Augen an.

„Bereuen?! — Es war der letzte Dienst — und der schwerste, den ich ihm je getan, sein ganzes Leben lang —"

„Sie haben einen Menschen getötet."

„Ja — aber aus Erbarmen, mit heiligem Rechte. Einen Wurm, ein Tier, das ein elendes Dasein führt, töten wir und nennen es Barmherzigkeit. Und einen Menschen, der mehr ist als ein Wurm, der, elend und krank, niemand hat, der ihn lieb hat und ihn pflegt, den man nur erhält, um ihn auszubeuten — den dürften wir nicht töten?"

„Nein, das dürfen wir nicht."

„Ich aber, ich mußte ihn töten. Es war meine heilige Pflicht ihm gegenüber. — Mit diesem Mord werde ich vor Gottes Richterstuhl treten und rein befunden werden."

Die Schwärmerei in ihr ist ganz zum Ausbruch gekommen, aber aus dem bleichen Antlitz spricht der Ausdruck eines großen Schmerzes.

Der Gerichtshof verkündet nach dem Spruche

der Geschworenen das Urteil. Es lautet dem Antrage des Staatsanwalts gemäß auf Gefängnisstrafe.

Aber im Saale murmelt man bereits von Mund zu Mund, daß die Geschworenen selbst ein Begnadigungsgesuch an die höchste Instanz absenden werden.

Am nächsten Morgen klingelt Bolkow an der Tür des Justizrats Niebert.

Gerda hat im Innern des Flurs schon eine ganze Weile Wache gestanden.

Sie öffnet ihm — sie will sprechen.

Aber sie schweigt, schweigt am Herzen des Geliebten eine lange, selige Zeit. Nur das leuchtende, tränenschimmernde Auge spricht zu ihm, so beredt, so dankerfüllt, wie Worte es nie vermocht hätten.

Auch er sagt nichts; seine Hand fährt liebkosend über ihr weiches Haar, sein Blick ruht in ihrem — so halten sie sich umschlungen einen kurzen Augenblick stiller Glückseligkeit.

Dann treten sie ins Zimmer, ihre Arme haben sich längst gelöst, längst Worte gefunden ihre Lippen.

Sie sprechen von Annemarie und ihrer Tat.

„Ich kann sie nicht verurteilen," sagt Gerda, „nicht wahr, Liebster, es ist unrecht, daß ich das sage — aber eine Stimme in meinem Innern erhebt sich immer wieder für sie und verteidigt, ja rechtfertigt ihre Tat, obwohl ich so gut weiß, wie ihr weisen Männer, daß sie unrecht getan hat."

„Sie hat unrecht getan," erwidert Volkow, und in diesem Augenblick beschattet wieder die alte Strenge seine ernsten Züge. „Unrecht getan nach der Anschauung, die in der Gesellschaft der Menschen Recht und Sitte heißt, Unrecht vor dem Rechtsbuche, nach dem wir Sie gerichtet haben.

Freilich, wie sie dereinst dastehen wird mit dieser ihrer Tat vor der höchsten Instanz, vor dem, der nicht die Tat richtet, sondern die Absicht und das Wollen — das können wir nicht wissen."

„Ist sie sehr unglücklich?"

„Nein. Sie ist sehr ernst, aber still und gefaßt wie jemand, der getan hat, was er mußte."

„Und das Gnadengesuch?"

„Wird von sämtlichen Geschworenen unterzeichnet — ich zweifle nicht daran, daß sie begnadigt wird."

„Gott sei Dank — nun erst kann ich ungestört mein Glück genießen! Aber weißt du," fährt sie fort, und eine seltsame Mischung von Traurigkeit und leiser Schalkhaftigkeit huscht über die hübschen Züge — „weißt du, wer mir eigentlich jetzt am meisten leid tut —?"

„Nun, wer?"

„Der Vater. Ihm ist die Sache sehr unangenehm. Du hättest ihn sehen sollen, wie er gestern vom Gerichte nach Hause kam, mit welcher Miene er die Lobeserhebungen über dich von allen Seiten hörte, mit welcher komischen Verlegenheit er schließlich das Gespräch auf dich brachte — es war in seinem Leben das erstemal — und nun sogar deine Tüchtigkeit mir gegenüber anerkannte — es war auch das erstemal, und leicht wurde es ihm nicht. Freilich — ‚nur als Staatsanwalt!' setzte er ausdrücklich hinzu. Das sei nun zwar eine ganz besondere Art von Tüchtigkeit — aber die hättest du nun

einmal, das sei nicht zu leugnen. Er wolle nun auch nichts mehr gegen unsere Verlobung einwenden, da er doch schon die Hoffnung aufgegeben hätte, dich zu einem anderen Berufe zu bekehren!"

Sie legte ihre kleine bebende Hand in seine starke, und der Schein der Novembersonne, der eben jetzt ins Zimmer fällt, ist nur ein matter Abglanz von dem großen, leuchtenden Glück, das auf ihren Zügen wohnt.

Bücher von Liebe, Sonne und schönem Menschtum

Artur Brausewetter

Mehr Liebe!

Ein Wegweiser zum wahren Menschtum

80. Tausend

Mit 40 sinnig nachempfundenen Textzeichnungen und mit einem Einbandentwurf von Kunstmaler Fritz Buchholz. Kartoniert Mark 1.—; Pappband Mark 1.50; Leinenband Mark 2.—

Ein Buch, das reich, gut und glücklich macht.

*

Artur Brausewetter

Sonne ins Leben

Gedanken, die der Tag gebracht

50. Tausend

Mit vielen liebevoll auf den Text abgestimmten Zeichnungen und mit einem Einbandentwurf von Kunstmaler K. Opitz. Kartoniert Mark 1.—; Pappband M. 1.50; Leinenband Mark 2.—

Das Buch für die Feinen und Stillen.

Max Koch Verlag, Leipzig

Bücher von Liebe, Sonne und schönem Menschtum

Artur Brausewetter

Freuden des Lebens

Ein Buch vom rechten Glück

10. Tausend

Buchschmuck und Einband nach Entwürfen der deutschen Kunstwerkstätten.
Kartoniert Mark 1.—; Pappband Mark 1.50; Leinenband Mark 2.—

Ein Wegweiser zum glücklichen Leben.

*

Artur Brausewetter

Höchstes Glück der Erdenkinder

Ein neues Buch vom wahren Menschtum

10. Tausend

Buchschmuck und Einbandentwurf von Kurt Opitz. Kartoniert M. 1.—;
Pappband Mark 1.50; Leinenband Mark 2.—

Ein Buch von dem Mut, ein Eigener zu sein.

Max Koch Verlag, Leipzig

Bücher von Liebe, Sonne und schönem Menschtum

L. Koszella

Buch der Liebe

Mit einem Geleitwort von Artur Brausewetter

Edelreiser vom Baume der Erkenntnis

20. Tausend

Mit 15, zum Teil ganzseitigen Illustrationen und Einbandentwurf von Kurt Opitz. Kart. M. —.90; Pappband M. 1.40; Leinenband M. 1.90

Ein Buch für schöne Seelen.

*

E. Stemmann

Mit sonnenhellen Augen

Ein Mosaik feinsinniger Lebensbetrachtung

10. Tausend

Reicher, glänzender Buchschmuck und Einbandentwurf in Violett-Gold von Kunstmaler Kurt Opitz. Kartoniert Mark —.90; Pappband Mark 1.40; Leinenband Mark 1.90

Klare Luft und strahlendes Licht in Alltagsenge.

Max Koch Verlag, Leipzig

Artur Brausewetters Romanwerke

als getreuer Spiegel und lebendige Chronik unserer Zeit

Der Kampf mit den Geistern

Ein Roman

360 Seiten. Doppelseitiger Innentitel, 4 ganzseitige Bilder, Initialen und Einbandentwurf von Kurt Opitz. Kartoniert Mark 3.50; Halbleinenband Mark 5.—; Ganzleinenband Mark 6.—

Geheimnisvolles Weben und Beben von Sinnlichem und Übersinnlichem, reich an lyrischen Schönheiten und packend mit dramatischer Wucht.

*

Nixen und Nixen

Zwei Novellen um die Liebe

Titelzeichnung und 2 vollseitige Bilder von Ferd. Staeger. 96 Seiten. Pappbd. M. 3.—; Ganzleinenbd. M. 4.50; Halbpergamentbd. M. 8.—

In glitzernder Schönheit gestaltet hier Brausewetters Dichterhand aus unmittelbarem Erleben. Seine feingeschliffene Erzählungskunst macht die Novelle zu dem, was sie sein soll — zum Kunstwerk vollendetster Form. Ferdinand Staeger, der romantische Malerpoet, war gerade der rechte Künstler, dem prickelnden Buche die reife Weihe zu geben.

*

Die Badejungen von Zoppot

Ein grotesker Zeitroman aus Deutschlands trübsten Tagen, der heut wie für alle Zeiten ein Kulturdenkmal bildet

15. Tausend. 305 Seiten.

Buchschmuck von Kurt Opitz. Im Pappband M. 3.50; Leinenband M. 5.—

Max Koch Verlag, Leipzig

C0-BIV-137